Auswahl

aus

Fanny Tarnow's

Schriften.

Zwölfter Band.

Leipzig, 1830.
Verlag von Carl Focke.

Inhalt.

Glaubensansichten. (Erstes Fragment.)
Glaubensansichten. (Zweites Fragment.)
Das Ideal.

Bemerkung. Durch einen unangenehmen Zufall sind beide Fragmente der Glaubensansichten verwechselt worden; man bittet daher, das zweite vor dem ersten zu lesen.

Glaubensansichten.

(Erstes Fragment.)

Renatus an Steinfeld.

So sehr Dein Andenken mich auch freuet, so sehr scheue ich mich doch vor der Beantwortung Deines Briefes; denn wie werde ich es vermögen, Dir durch Worte versinnlichen zu können, was nur als ein Seufzer der Sehnsucht und der Inbrunst in meinem Herzen lebt? wie Dir Wahrheiten darstellen können, deren Größe der Verstand nur in dämmernder Ferne zu erkennen vermag, weil er umnachtet ist von dem Endlichen? Und doch treibt es mich, Dir Worte zu schreiben, die mächtigen Wiederklang in Deinem Geiste fänden, so oft dieser den Standpunkt für seine Erkenntnisse verkennt, indem er wähnt, den Gipfel erreichen zu können, der ewig außer seinem Gesichtskreise liegen bleiben wird; verdeutlichen möchte ich es Dir als Wahn, wenn Du glaubst, daß der Mensch zum Höchsterreichbaren in selbsteig-

ner Kraft emporstreben könne, da sich Jeder durch diese doch nur in dem Kreise zu bewegen vermag, in welchen er gestellt und von welchem er beschränkt wird, auch dann noch, wenn er Bande zersprengt zu haben wähnt, die ihn allein auf die Erde zu bannen scheinen. Ich möchte Dir Geheimnisse erklären, die selbst die Engel nicht in ihrer vollen Größe fassen können, geschweige denn hienieden der Mensch; denn es sind die unergründlichen Wunder der göttlichen Liebe.

Von der innern Wesenheit unsers geistigen Denkvermögens, unserm eigentlichen Ich, wissen wir alles Forschens ungeachtet nichts, als daß es unbegreiflich ist; erst in den Modificationen und in der Aeußerung unserer Willenskraft erkennen wir das Individuelle unsers Daseins. Die unendliche Bewegung unserer Gedanken, die wir selbst und Andere in uns hervorbringen, gleicht unzähligen Radien, welche von dem Mittelpunkt ausgehen; doch den Mittelpunkt selbst begreifen wir nicht; er ist das unzugängliche Geheimniß der Schöpfung.

Alle Körper sind durchaus nur Bild und Ausdruck intellectueller Ideen, daher sind die unmateriellen Grundkeime der Natur auch unzerstörbar,

und nur die äußere Hülle ihrer Erscheinung kann sich auflösen. Es bleibt bei der Zersetzung der Materie kein Urstoff übrig, den man als Trümmer zerstörter Körper betrachten und aus dem sich neue Körper bilden könnten; was übrig bleibt bei dem chemischen Naturproceß der Zersetzung und Verwesung, ist das Princip der Materie, was als schöpferische intellectuelle Urkraft seiner Natur nach einfach und unzerstörbar sein muß. In der Materie selbst können wir diesen Urstoff der Materie nicht suchen, da das Nichtmaterielle nicht im Materiellen, sondern nur umgekehrt dieses in jenem sein kann. Wie die Schnecke sich ihr Haus bildet, so bildet sich das geistige Princip seinen Körper durch das Wirken nach allen Richtungen, aus dem Mittelpunkt der Einheit. Diese Principien müssen den Lauf durch die Erscheinungen der Sinnenwelt machen; wenn sie aber diesen vollendet haben, so kehren sie zu ihrem Ursprung zurück; sie sind die Agenten, durch die Gott das Vergängliche wirkt, so lange die Zeit dauert.

Das ganze Weltsystem beruht auf der dreifachen Eintheilung in das Göttliche, Intellectuelle und das Sinnliche. Die Thiere denken nicht, aus Mangel eines intellectuellen Keims; all' ihr Thun

ist nur das Resultat sinnlicher Triebe und bezweckt nur körperliches Wohlsein. Die denkenden Wesen aller Classen müssen aber eine wesentliche Affinität mit einander haben, weil ihr Denken nur ein Ausstrahlen und Zurückwerfen des höchsten Urlichtes aller Denkkraft sein kann.

Aus dieser Affinität, die zugleich das Centrum unsers Selbsts ist, entwickelt sich Gotteserkenntniß und Liebe, als die reinste und eigenste Lebensäußerung unseres Geistes.

Reine Liebe zu Gott ist die Sonne unseres edelsten und innersten Lebens, aber sie strahlt da nicht, wo unsere kalte, irdisch beschränkte Vernunft die Nebel ihrer Spitzfindigkeiten verdüsternd um sie herzieht. Unsere Vernunft, wie sie sich in der Sinnenwelt äußert und sich in ihr äußern kann, ist wie diese Sinnenwelt selbst, nur eine unvollständige Offenbarung des Innern; sie ist nur eine Eigenschaft unseres Geistes, und kann sich das innerste Wesen desselben nicht klar verdeutlichen, da sie nur eine Radie aus seinem Mittelpunkt ist. Nur endliche Begriffe vermag die Vernunft faßlich und deutlich in sinnliche Wörter zu hüllen, und diese Begriffe, so wie die Gesetze und Anforderungen des

Lebens weislich zu ordnen, ist ihre Aufgabe; doch die Ursprache des Geistes, sowohl des Elohim, als des in sterblicher Hülle gebannten, vermag sie weder aufzufassen, noch zu verstehen, noch mitzutheilen.

Von der Vernunft allein geleitet, wird jede Regung des höhern, göttlichen Lebens in uns erstickt. Der klügelnde und grübelnde und prüfende Vernunftmensch ist für die Empfänglichkeit eines reinern, geistigen Einflusses erstorben; er erkennt keine höhere Wahrheit, als die dürftigen Resultate seiner Forschungen, und weit entfernt, jene zu lieben, verspottet er sie, ohne sie zu verstehen und weicht ihnen aus, wo er sie ahnet.

Alles, was wir von Gott und von unserm Verhältniß zu ihm wissen, glauben und empfinden, können wir nur durch mittelbare oder unmittelbare Offenbarung Gottes erfahren, die uns auf verschiedene Weise, nach der Art und dem Grade unserer Empfänglichkeit dafür, zu Theil wird.

Ein erschaffener Geist wird sich selbst nur in seinen Eigenschaften erkennbar, und allein mit diesen, als Offenbarungen seiner eigenen Wesenheit, vermag er den sich ihm offenbarenden Gott zu erkennen. Gott offenbart ebenfalls nicht seine innere

Wesenheit, die würde kein Geschöpf, auch der nächste Seraph an seinem Throne nicht, zu fassen und zu ertragen vermögen, sondern der erhabenste aller geschaffenen Geister erkennt ihn doch nur in seinen Eigenschaften und seinen Werken. In Beziehung auf die Menschen hat er sich ihnen sichtbar in seiner Schöpfungskraft offenbart, als das ewig sprechende Wort und in der Selbstständigkeit seines innern Wesens und in der Beziehung zu sich selbst, als der ewige Vater, der vom Geschöpf im Sohn, als dem Erkennbaren im ewig Unbegreiflichen, erkannt wird.

Die Dreieinigkeit gehört zum Wesen der Gottheit als Fülle ihres unmittelbaren Ausdrucks, nicht als Drei in Eins, sondern als Eins in Drei. In der Dreieinigkeit allein liegt die unendliche Seligkeit, die das göttliche Wesen in seinem eigenen Dasein hat.

Nur die Ewigkeit kann und wird uns das Erkennbare seiner Eigenschaften stufenweise enthüllen. Wir werden ihn erkennen in allen den Vollkommenheiten, die ein Verhältniß zum Geschaffenen haben; er wird uns als Beseliger seiner Werke offenbar werden, in dem Organ und Motiv seiner Schö-

pfungskraft, in dem Sohn, dem sich uns offenbarenden Gott, in dem Worte, dem Anfang alles Erschaffenen.

Nur die schaffende Kraft, die hervorbringende und sich mittheilende Liebe des Ewigen und Einen, vermag das Geschöpf mehr oder minder zu erkennen, und durch sie allein ist Annäherung und Vereinigung mit dem Unendlichen möglich. Sie ist die ewige Offenbarung des göttlichen Wesens, der Grund im Ungrund, an welchem das Erschaffene haftet, und dem das Geschöpf, welches Seligkeit sucht, sich durch Reinheit möglichst zu verähnlichen streben soll.

Dieses ewige Wort ist ewig eins mit dem Vater und blieb es auch da, als es sich in eine menschliche Form hüllte, um das Göttliche mit dem Irdischen auf's Innigste wieder zu vereinen, und die in Finsterniß und Kälte versunkenen Wesen, das vom Tode verschlungene Leben, zu erleuchten, zu erwärmen und ihm den Weg zu seiner ursprünglichen Bestimmung wieder zu öffnen.

Im Hain Mamre erschien dem Abraham dies schaffende Wort; es offenbarte sich als Jehovah dem Moses im flammenden Busch; es wandelte und lehrte auf Erden in der Gestalt des verkannten und

gekreuzigten Propheten von Nazareth, und wird uns wieder erscheinen als verklärter Richter der Lebendigen und der Todten.

Diese als Schöpfer sich offenbarende Kraft Gottes, diese uns einzig faßliche Aeußerung seiner ewig geheimnißvollen Wesenheit, dies für uns einzig Erkennbare in Gott, Jesus Christus, er, in dem, wie die Schrift sagt, leibhaftig wohnet die ganze Fülle der Gottheit, sagt uns selbst:

„Ich bin der Weg, die Wahrheit und das Leben. Wer mich sieht, sieht den Vater. Niemand kommt zum Vater, als durch mich. Wer an mich glaubet, der wird leben, auch wenn er stürbe. Himmel und Erde werden vergehen, aber meine Worte werden nicht vergehen."

Mit ihm innigst vereint zu sein, das allein kann also ewiges Leben und ewige Seligkeit sein, denn er ist, in der Allheit der göttlichen Majestät, die auf das Geschöpf wirkende und sich allein offenbarende Wesenheit Gottes.

Wenden wir nun unsern Blick zurück auf die äußere Natur und die Welt ihrer Erscheinungen, so finden wir in ihrer herrlichen Größe und Ordnung dennoch auch den höchsten Grad der Vergänglichkeit und der Gährung, und unter den lebenden Wesen Tod und Zerstörung, Krieg und Untergang als Naturgesetz, da die Erhaltung des Einen den Untergang des Andern heischt. Betrachten wir den Menschen selbst, das vollendetste sinnliche Geschöpf, wie er mit sich in stetem Widerspruch und Streit lebt; wie in ihm, bei aller Hoheit seines Wesens, das Thierische doch nach Herrschaft strebt und sie nur zu oft erringt; wie abhängig er selbst in seiner geistigen Entwickelung von äußern, zufälligen Verhältnissen ist: so müssen wir in ihm ein Geschöpf erkennen, dessen edelste Anlagen nicht blos hienieden unentwickelt bleiben, sondern uns auch räthselhaft erscheinen. Die Vernunft, seine Zierde und sein Stolz, durch welche er das Gebiet der sichtlichen Erscheinungen und die Gesetze derselben zu erspähen und zu erforschen vermag, muß es sich eingestehen, daß sie von dem innern Wesen und dem Gehalt der Dinge, von der Ursache ihres Daseins, von der Wesenheit. die im Scheine liegt, und von dem Zweck des

menschlichen Daseins nichts weiß und nichts wissen kann. Die Vernunft sieht sich auf dem Gipfel der irdischen Stufenfolge und über ihr ist das Unendliche, vor dem der Begriff schwindelt, ihr leer, weil sie keine Brücke, die zu ihm führt, zu schlagen vermag.

In dieser scheinbaren Isolirung folgt der Mensch zunächst den Gesetzen der äußern Natur, welche ihn durch seine Leidenschaften und Triebe zur Selbsterhaltung und zum Genuß auffordert; doch unverkennbar liegt in ihm die Ahnung von etwas Höherem und Besserem, das dieser Beschränkung auf Sinnengenuß widerspricht. Die Phantasie des Menschen sucht sich diese Ahnungen deutlich zu machen und kleidet sie in Bilder und Formen, die nichts Anderes sind, als Aberglaube und Wahn. Wo diese den Menschen nun nicht mehr zu befriedigen vermögen, da sinkt er zurück in das entgegengesetzte Extrem des Unglaubens, und in beiden Fällen sind Täuschung und Irrthum sein trauriges Loos!

Wie in der sichtbaren Natur, so ist auch in dem geistigen Verhältniß unsers Wesens eine Mischung von Wahrheit und Schein, von Licht und Nacht, von Ordnung und Verwirrung, von Gut

und Böse; diese letztern Gegensätze bilden die Nachtseite des höhern Lebens und haben leider, sowohl in dem Gemüth der Menschen, als auch in ihren Verhältnissen zu einander, im Allgemeinen ein herrschendes Uebergewicht.

Aus Gott, dem Inbegriff aller Vollkommenheit und Güte, dem reinsten, ewig unveränderlichen und seligsten Wesen, konnte in den Schöpfungsmomenten nur Reines, Gleichförmiges und Seliges hervorgehen, das, frei von jedem Verderben, im harmonischen Verhältniß zu Gott und zu der Natur stand. Gott konnte nur Wesen schaffen, deren Dasein ein Nachhall war von der ewigen, nur durch sich selbst bestehenden Harmonie.

Jede Disharmonie, wo sie sich auch findet, kann in sofern sie Unwahrheit, Streit, Leiden und Verderben erzeugt, nicht aus Gott hervorgegangen sein, sondern sie ist ein, aus dem Mißbrauch des freien Willens hervorgehendes Erzeugniß geschaffener Wesen.

Der Augenblick, in dem die Sünde und das Böse entstand, entfernte die Erschaffenen von Gott; denn jeder Geist, der nach Unabhängigkeit von Gott strebt, oder diese möglich glaubt, versinkt in Eigendünkel und stolze Blindheit, und der wohlthätige

Einfluß seines Gottes kann in ihm nicht mehr als Licht und Segen, sondern nur noch erhellend wirken. Die Sonne bestrahlt solche Gletscher, aber sie erwärmt sie nicht. Im Brennpunkte der Selbstheit wird das göttliche Licht zum Feuer des Zornes, den der Gefallene, so weit sein Einfluß reicht, in bösem Willen und bösen Werken offenbart.

Durch sich selbst kann der Geblendete nicht wieder sehend werden, der stolze Sünder kann die Demuth nicht lieben, die Selbstsucht sich nicht entkleiden von ihrer Eigenmacht, die Lüge nicht nach Wahrheit streben, es bedarf dazu einer Einwirkung von oben, eines hellen Lichtes, um das Nichtige des eigenen Seins zu erkennen, um das Selbstsüchtige hassen und das Göttliche lieben zu lernen; es bedarf einer Erlösung, auf daß die Schwachheit sich in Kraft verwandeln könne.

Die erste wieder sichtbar verständliche Offenbarung der ewig sich gleichen Liebe Gottes, in den Tiefen der Nacht und Verwirrung geschah durch das Wort, das mit unendlicher Weisheit das Chaos ordnete, damit das Geschaffene sich wieder stufenweise dem göttlichen Lichte nähern und seine verschlossene Empfänglichkeit dafür wieder entwickeln

könne. Das sinnliche Weltall wurde dadurch zur sichtbaren Offenbarung der Allmacht, Weisheit und Güte Gottes.

Damit aber der Geist sein Verhältniß zum Schöpfer erkennen und die Bedeutung des Daseins begreifen lerne, so offenbarte sich das ewige Wort unmittelbar einigen Lichtfähigen und Auserwählten, und weihete diese dadurch zu Priestern und Lehrern des unkundigen Menschengeschlechts.

Endlich nach langen Vorbereitungen kam der Zeitpunkt, in welchem auf die einfachste und deutlichste Weise dem Menschengeschlecht die vollständige Offenbarung über die Wesenheit seines gegenwärtigen Zustandes und seine ewige Bestimmung werden sollte. Die ewige Liebe Gottes, als Wesenheit, senkte sich in die reinste, sinnliche Hülle, um dadurch die gefallene Natur für eine einstige Vergeistigung und vollkommenere Herrlichkeit, ihrer ursprünglichen Bestimmung gemäß, wieder empfänglich zu machen und den durch selbstverschuldete Thierheit erniedrigten Stand des Menschen wieder zu heiligen und in Harmonie zu bringen, und mit seiner wahren und unendlichen Bestimmung, die er einst wieder finden wird in Gott, dem Beseliger alles Lebens.

Die ewige Liebe erschien uns hienieden in der reinsten und vollendetsten menschlichen Natur; sie unterwarf sich der Beschränktheit geschaffener Wesen und allen Leiden der sinnlichen Materie, so wie den vielfältigen Einflüssen der dem Guten widerstrebenden Mächte. In Jesus Christus offenbarte sich eine Größe, welche wir nicht zu fassen vermögen. Er zeigte die Kraft des Glaubens an Gott, und die Erhabenheit des Geistes über jeden irdischen Reiz, jede irdische Lust, jede Versuchung des irdischen Lebens; er lehrte uns durch Wort und That, wie es uns nur durch *freie Aufopferung unserer Selbstheit* möglich werden kann, das Göttliche zu gewinnen und daß uns nichts so theuer sein darf, daß wir es nicht freiwillig dem zu opfern bereit sein müssen, durch welchen wir sind.

Er zeigte uns während seines Wandelns auf Erden den Weg der Reinigung, auf daß mehr und mehr beseligend das Göttliche sich ewig in uns spiegeln könne, und mit unserer Schwäche bekannt, versprach er den Gläubigen, ihnen auch nach seinem sichtbaren Scheiden gegenwärtig zu bleiben bis an's Ende der Zeit, und *Alle, die ihn lieben*, durch die Kraft und den Beistand des heiligen Geistes,

des Geistes vom Vater und vom Sohn, hin zu sich zu ziehen in das ewige Vaterland.

In Jesus nahete und vereinigte sich die Gottheit mit dem menschlichen, durch seine Erniedrigung allein auf die Sinnenwelt beschränkten Geist, und verband sich zugleich auch wesentlich mit der physischen Natur, um die in ihrem Innern schlummernde Möglichkeit der Wieder-Vergöttlichung zu wecken und von Neuem zu beleben. Als Held und Sieger ging er durch die Irr- und Trübsale des Lebens, und die Nacht des Todes zur Auferstehung uns voran und schwang sich dann verklärt empor zu jener Herrlichkeit, die ihm eigen war, ehe die Welt geschaffen wurde.

Durch seine Geburt, sein Leiden, Sterben und Auferstehen vollendete Jesus auf Erden das große Werk der Erlösung, und vernichtete dadurch, als Erstling der Erstandenen, die Macht des Todes und des Teufels.

Der erste Urheber der Selbstsucht, dieser Mutter des Neides, des Stolzes, der Zwietracht und des Hasses, so wie alle spätern Theilnehmer des Bösen, wurden Störer der göttlichen Schöpfungs-Harmonie, sie wurden Widersacher Gottes. Wer sich aber

von dem Licht trennt, versinkt in Finsterniß und verblindet für den Glanz der Wahrheit: er kann das Göttliche nicht mehr schauen. Jede geistige Fähigkeit und Thätigkeit eines so in Irrthum versunkenen Wesens kann das Uebel nur vermehren, da jede nicht von oben, nicht aus dem Licht stammende Erkenntniß vom Uebel ist.

Allein die Möglichkeit der Erkenntniß im Licht und aus dem Licht hat Jesus den Menschen wieder gegeben; in frühern Zeiten mittelbar durch die Propheten und späterhin, bei seiner Erscheinung auf Erden, unmittelbar durch seine Lehre und sein Beispiel. Wir kennen nun den Weg, den er selbst wieder aufwärts ging, nachdem er als reines, göttliches Wesen sich aus unendlicher Liebe zum Geschöpf, allen Wirkungen der Sünde unterworfen hatte. Für uns ward dadurch die Möglichkeit begründet, daß wir durch freien Willen und mit seiner Kraft, ihm nun folgen können bis zu dem Licht, in dem er thront.

Ein freies Wesen kann keine seiner Handlungen ungeschehen machen, und eben so wenig die ewigen und unausbleiblichen Folgen derselben für sich und Andere verhindern, da im Universum Alles

durch Action und Reaction verkettet ist. Als durch den Mißbrauch des nothwendig freien Willens die Möglichkeit des Bösen wirklich wurde, da wurden die ursprünglich rein und schuldlos erschaffenen Wesen nun eine Mischung aus Güte und Sünde, und da ihr Wille in Zwiespalt mit sich selbst gerathen ist, würden sie ohne göttliche Einwirkung ewig in der Widerwärtigkeit dieses Zwiespalts bleiben, da selbst dann, wenn ihrem Willen noch eine Wiederannäherung an Gott möglich wäre, sie in dieser doch nur den unerträglichen Schmerz der Sünde und ihre Nichtigkeit zu empfinden vermögend sein würden. Der durch die Sünde für das Göttliche verblindete und auf sich und seines Gleichen beschränkte Geist kann sich nicht durch sich selbst wieder zur Reinheit und zur Empfänglichkeit für göttliche Einwirkung erheben; er kann nicht die Fortpflanzung des Uebels bis in's Unendliche hinein, verhindern, nicht sich selbst vor künftigen Vergehungen sichern; Selbsthülfe ist und bleibt für ihn unmöglich.

Gott aber, der Alles beseligen und als die Centralsonne der geistigen Welt alles Entfernte wieder mit sich vereinen und an sich ziehen will, hat sich

der Sünder erbarmt; er offenbarte sich als der Sohn Gottes sichtbar unter uns und lehrte uns den Weg zum göttlichen Leben, indem er selbst erbarmend sich bis in den Mittelpunkt der Nacht und des bösen Princips senkte.

Nachdem der Sohn Gottes sich in Versuchungen und Leid als Held und Dulder bewährt hatte; nachdem er sein Lehramt vollendet und auf Golgatha den Tod und die Hölle überwunden hatte, war das anbetungswürdige Werk der Erlösung vollbracht, und als Sieger kehrte er zurück in die Regionen des Lichts, doch ohne uns seine Gegenwart zu entziehen.

Die Menschwerdung Gottes war das geheimnißvolle und einzige Mittel, wodurch wir aus den selbstverschuldeten Banden erlöset und für Wahrheit und Heiligung wieder empfänglich werden konnten. Nur durch die herablassende, innigste Annäherung des Unendlich=Reinen zu der gesunkenen menschlichen und physischen Natur; nur durch das Leben und Leiden des Gottessohnes in den Thälern des Todes wurde es möglich, die zahllosen Folgen der Sünde, die sich ja auch noch jetzt täglich mehren und sich in's Unendliche vervielfältigen, für die Ewigkeit zu tilgen und die drückende Schuld für die

Sünden in Segen zu verwandeln, da ohne eine solche Tilgung für uns keine Seligkeit gedacht werden kann.

Den Weg in das Reich seines Vaters ging uns Jesus auf menschliche Weise segnend und lehrend voran, und erwarb uns dadurch die Möglichkeit unserer Rückkehr zu dem Erbe der himmlischen Glückseligkeit.

Unsere Pflicht ist es jetzt, ganz allein und ausschließend nur ihm zu folgen auf der Bahn des Lichtes und des Lebens. Ihn zu lieben und durch ganz unbedingte, freie Hingabe an ihn das Göttlich-Menschliche von ihm zu empfangen und in uns aufzunehmen, auf daß er in uns und wir in ihm leben.

Er wandelte die Gerechtigkeit Gottes um in Gnade; er hat uns frei gemacht für die Ewigkeit und hat uns von allen Folgen und Wirkungen unserer Sünde befreit. Wer an ihn gläubet, wird selig werden.

Dies, mein theurer Steinfeld, ist das Faßlichste, was ich Dir über meinen Glauben an Jesus, als an den wahrhaftigen Sohn Gottes und unsern Erlöser, zu sagen vermag. Keinem, der auf-

wärts strebt, kann, darf und wird dies heilige Geheimniß gleichgültig lassen, wie Du selbst es auch, vielleicht ohne es zu wollen und zu wissen, durch Deinen Brief beweisest. Wahrheit in Gott ist gewiß für den Suchenden zu finden, doch wird sie auf verschiedene Weise gegeben, nach dem Grade unserer Empfänglichkeit und nach der Verschiedenheit unseres Auffassungsvermögens. Möge der Geist, der vom Vater und vom Sohn ausgeht, auch in Deiner Seele Licht und Klarheit verbreiten, und Du Dich von dem weltlichen Irrweg der Vernunfterkenntniß hinweg zur Gnadensonne des Glaubens wenden. Mit diesem herzlichen Wunsch schließe ich Dich in mein Gebet als

Dein

wahrer Freund

Renatus.

Steinfeld an Emma.

Unser gestriges Gespräch, meine theure Freundin, hat einen ernsten Nachklang in mir zurückgelassen, und ich achte Ihr Streben nach Harmonie der Vernunft und des Gefühls, in Hinsicht auf die

wichtigste Angelegenheit für den denkenden Menschen, in Hinsicht auf seinen religiösen Glauben, zu sehr, um es nicht zu versuchen, Ihrer Aufforderung Genüge zu leisten und Ihnen den Weg, auf dem mich Zweifeln und Forschen zu jener Harmonie geführt haben, anzudeuten. Der einfache, starke, kindliche Gefühlsglaube Ihrer reinen Seele sicherte bis jetzt den Frieden derselben in unbedingter Liebe und Vertrauen zu dem Schöpfer Ihres Daseins; allein die Briefe Ihrer Freundin Adelheid haben Sie zuerst darauf aufmerksam gemacht, daß Sie Ihren religiösen Glauben nie der Prüfung Ihrer Vernunft unterworfen haben, und Sie beben jetzt vor dieser Prüfung zurück, weil Ihre Freundin es für entschieden hält, daß die Vernunft zu einer solchen Prüfung so wenig fähig als berufen ist, da der Mensch sich seinem geistigen Vermögen nach durchaus nur leidend verhalten muß, wenn das Licht des christlichen Glaubens, als des allein seligmachenden, in ihm aufgehen soll. Diese Ansicht Ihrer Freundin würde nie Gewalt über den schönen Frieden Ihrer frommen Gottgläubigkeit gewonnen haben, wenn nicht eben Ihrem Glauben die Basis der Vernunfterkenntniß gefehlt hätte. Hat der Offenbarungsglaube im Ge-

müth des Menschen keine andere Basis, als den Instinct seines Gefühlsglaubens, den der Anblick der Natur in ihren sichtbaren Erscheinungen in ihm weckt, so erheben wir freilich dadurch den Glauben an die Geheimnisse der geoffenbarten Religion zu einem Wunder, das sich in dem Gemüth jedes dieselbe bekennenden Individuums immer neu wiederholt; allein diese Ansicht ist nicht die meinige, da ich nicht zu begreifen vermag, wie der Mensch eine Offenbarung anerkennen und annehmen kann, wenn er nicht schon einen Begriff von dem Wesen hat, das sich ihm offenbart. Eben so wenig kann ich die Nothwendigkeit eines übernatürlichen und durch Tradition fortgepflanzten Ursprungs des Begriffs und des Glaubens an einen Gott annehmen, da der Mensch fähig ist, diesen Begriff aus seinem eigenen Vermögen zu entwickeln.

In unserer Zeit können die Ahnungen des Gefühlsglaubens als Grundlage unserer religiösen Ueberzeugung keinem gebildeten Menschen mehr genügen. Es gab eine Zeit, wo der größte Theil des männlichen Geschlechts und das weibliche ohne Ausnahme mit dem in ihrem Gemüth auf den Gefühlsglauben geimpften Offenbarungsglauben ausreichen konnte;

allein diese Zeit ist nicht mehr. So wie der Mensch in Hinsicht auf Farbe und Gestaltung seiner Körperbildung dem Einfluß des Klima's und der Zonen unterworfen ist, so ist er es auch, im Bezug auf sein geistiges Leben, dem Einfluß des Zeitgeistes, und dieser im offenen Kampf mit dem blinden Offenbarungsglauben, der, wenn er sich nicht auf Vernunfterkenntniß gründet, nur zu leicht in blinden Unglauben sich wandelt. Die Nichtachtung der Vernunft, das Schmähen ihrer Aussprüche, das jetzt bei vielen Gelehrten und Laien an der Tagesordnung ist, thut der Sache, die sie verfechten wollen, großen Schaden; die Menge gibt sich freilich unter der Maske der Frömmelei nur zu gern und zu leicht dem gefährlichsten Feind der Religion, dem indolenten Indifferentismus hin, der nach keinen Gründen fragt, weil er kein Bedürfniß empfindet, das ihn reizen könnte, sich mit sich selbst über seine religiösen Meinungen verständigen zu wollen; allein jeder denkende Mensch empfindet in unsern Tagen gewiß lebhaft das Bedürfniß der Uebereinstimmung zwischen den Aussprüchen der Vernunft und den Lehren, die wir als eine übernatürliche Offenbarung Gottes annehmen sollen, wenn gleich nur wenige von den Gebildeten Zeit

und Neigung haben, auf dem Wege eigener Forschung zu erkunden, was uns die Vernunft von Gott zu offenbaren vermag. Wider'pruch zwischen Vernunfterkenntniß und Offenbarungsglauben kann und darf nicht Statt finden, da es nur Eine Wahrheit und Einen Gott gibt, und wenn die Erkenntnisse der Vernunft den denkenden, sittlich guten Menschen nicht zum Glauben an die Göttlichkeit der Offenbarung zu führen vermögen, so bleibt dieser Glaube ewig in seinem Gemüth ein Gebäude ohne festes Fundament.

Die allerunterste Stufe der Gotteserkenntniß ist der Gefühlsglaube, der beim Anblick der Erscheinungen der sinnlichen Natur im Menschen erwacht, und der als ein reines, unverfälschtes Erzeugniß unseres Menschseins um so höher zu achten ist, da es für Individuen, wie für Völker, einen Standpunkt der Entwickelung gibt, wo es ihnen noch völlig unmöglich ist, die Gründe für das Dasein Gottes methodisch zu entwickeln, zu begreifen und zu prüfen. Dieser Gefühlsglaube an Gott bedarf keiner Beweise; er ist ein angeborner Seeleninstinct und schon als solcher ein Bürge für den Adel unserer sittlichen Natur; allein die Erscheinungen

der sinnlichen Natur können uns nur zur Idee eines Weltenbaumeisters, zur Bewunderung seines Kunstverstandes und seines unerschöpflichen Bildungsvermögens fortreißen; sie vermögen nicht, uns irgend einen Aufschluß über den Zweck des Ganzen, so wie über den Zweck unsers eignen Daseins zu geben, und doch muß der Mensch über beide ganz und für immer mit sich einig sein, wenn er sich seines Menschseins zu erfreuen fähig und würdig sein soll.

Der Begriff Gott bleibt ewig außer allem Verhältniß zu unserer Ideen bildenden Kraft, und daher bedarf es keiner Schlußreihe, uns zu ihm zu führen, sondern unsere Seele findet ihn, noch ehe sie ihn gesucht hat. Unwidersprechlich ist es, daß sich der Glaube an das Dasein eines höchsten Wesens in uns entwickelt, ohne daß wir uns eines Grundes für die Wirklichkeit desselben bewußt zu werden brauchen. Es liegt freilich im Grunde unserer Seele diesem Glauben immer eine Verbindung von Begriffen zum Grunde, allein wir brauchen uns ihrer nicht als Vorstellungen bewußt zu sein, ja viele derselben können wir gar nicht zum Range deutlicher Vorstellungen erheben, da die meisten derselben dem schärfsten Denker eben so unbegreiflich bleiben, als

dem einfachen Menschenverstande, nur mit dem Unterschied, daß dieser, weit entfernt, ihre Unbegreiflichkeit anzuerkennen, sie völlig zu verstehen und zu begreifen glaubt, da hingegen der Denker mit ehrfurchtsvollem Schauer in die geheimnißvolle ihm unvergängliche Tiefe alles ursprünglichen Seins blickt. Wie nun aber der Mensch dazu gelangt, fest an ein Unbegreifliches und Unbegriffenes zu glauben, läßt sich in der Geschichte des Einzelnen für die Geschichte der Menschheit nachweisen. Wir glauben an unser eigenes Dasein, wir glauben an das Dasein der Außenwelt, unabhängig von dem Erkennen aller Gründe für die Wirklichkeit desselben, aus unmittelbarer, uns angeborner Zuversicht zu dieser ihrer Wirklichkeit. Alle Nachforschungen darüber führen uns auf Triebfedern zurück, die wir aus keinem reflectirenden Vermögen unserer geistigen Natur zu erklären vermögen, und denen wir also einen von diesen unabhängigen Ursprung zuerkennen müssen. Welchen Weg auch die Vernunft zur Prüfung und zur Erklärung unsers Naturglaubens an die Wirklichkeit der Dinge einschlägt, so kommt sie doch immer auf ein Urgesetz zurück, von dem sich nichts erklären, sondern von dem blos als von einer reinen

Thatsache ganz einfach gesagt werden kann, daß es da ist und daß in ihm gewisse Begriffe und Vorstellungen, als von der Natur der menschlichen Seele unzertrennlich, nothwendig begründet sind. Diese Nothwendigkeit, gewisse, uns mechanisch inwohnende Triebfedern einer Ueberzeugung ohne weitere Begründung derselben im Denkvermögen, in uns wirksam zu fühlen, muß jeder Mensch anerkennen. So wie nun aber der Geist des Menschen sich entwickelt, erwacht in ihm das Bedürfniß, seinen dunkeln und bewußtlosen Gefühlsglauben an die Wirklichkeit der Dinge, zu Begriffen aufzuklären und sich von ihm Rechenschaft zu geben, und es kommt dann in der Entwickelungsgeschichte des Individuums wie der Menschheit der Punkt, wo uns die Erscheinungen der Sinnenwelt auf Fragen hinleiten, die nicht von ihnen beantwortet werden können, und wo Bedürfnisse in uns erwachen, die uns aus der Sphäre derselben hinaus in ein Reich der Ideen und der sittlichen Gefühle hinüberziehen. Die Erscheinungen der äußern Natur würden ewig für uns eine unverständliche Bilderschrift bleiben, wenn nicht in unserer Seele das Ideal einer geistigen Welt ruhete, auf die wir die Erscheinungen der äußern beziehen, indem

wir sie aus ihr ableiten. In der Welt der äußern Erscheinungen ist Alles Kampf, Alles Zwiespalt, Alles Räthsel ohne Auflösung. Tod und Leben, Mordlust und Liebe, Verwesung und Wiedererneuerung kämpfen mit einander, und die Natur reißt den Menschen unaufhaltsam mit in diesen Kreislauf ihrer Gesetze, und weckt in seiner Seele, gerade durch die Widersprüche und Räthsel, die sie ihm vorführt, die Ahnungen einer unsichtbaren, nach andern Gesetzen geregelten Welt, in der alle Dissonanzen der Sinnenwelt sich in Harmonie auflösen. Der Mensch selbst ist eine Welt im Kleinen, und als sinnliche Erscheinung ist in ihm ein Kampf zwischen Nothwendigkeit und Bedürfniß, Begierde und Neigung, dessen Ermattung das Sehnen nach Frieden weckt. Wir erkennen uns selbst als ein Doppelwesen, das als ein solches zwiefache Bedürfnisse hat: physische, die uns mit der Welt der sinnlichen Erscheinungen verbinden, und deren Grund und Zweck wir klar zu erkennen vermögen, da sie in unserm physischen Dasein begründet sind, und geistige, deren Zweck und Grund durch dieses nicht erklärt werden können. Mögen Leidenschaften und Begierden noch so gewaltsam im Innern des Menschen

gähren, er ist Mensch und als solcher ist in ihm das unvertilgbare Bedürfniß, allen Streit in sich durch den Gehorsam gegen ein allgültiges Gesetz auszugleichen. Wo sich ungehemmt von äußern Zufälligkeiten der Charakter der Menschheit naturgemäß in einem Individuum entwickeln kann, da wird es sich auch der Vernunft und zwar im Gewissen bewußt, und diese durchbricht nun nach den Gesetzen ihrer ursprünglichen Organisation die Schranken der Sinnlichkeit, und entwickelt aus sich und in sich den Begriff eines Wesens, durch dessen Dasein alle Räthsel der sichtbaren, wie der unsichtbaren Welt zu ihrer eignen, höchsten Befriedigung gelöset werden.

Die Nothwendigkeit, diesen Begriff aus sich entwickeln zu müssen, ist in dem Räderwerk ihres innern Mechanismus als naturgemäß verflochten, und ganz ohne ihr Zuthun erwacht in ihr die Kraft, dem Menschengeist den Begriff der Gottheit zuzuführen, den dieser nun im Instinct seines Bedürfnisses ergreift, wie das Kind die Mutterbrust. Das erste Morgenroth der geistigen Welt bricht im Innern des Menschen mit dem erwachenden Bewußtsein des eignen Daseins an, und ihre Sonne geht ihm auf in der Idee eines Schöpfers und Regierers der Welt.

Nun erst, von dieser Sonne erhellt, vermag der Mensch den Zweck seines Daseins und den Weg zum Ziel desselben zu erkennen und sich das Räthsel aller seiner der Sinnenwelt nicht angehörenden Fähigkeiten und Bedürfnisse zu lösen; nun erst erwacht in ihm die Liebe für ein Sittengesetz, dessen ihm von seinem Gewissen offenbarte Verpflichtungen er sonst nur als Gesetz einer ihm unerklärlichen Nothwendigkeit anerkannte. Denn nach der unwandelbaren Natur ihres eigenen Wesens kann die Vernunft sich den Begriff Gott nur nach den Gesetzen construiren, nach denen er die Eigenschaften besitzt und durch sein Dasein die Forderungen befriedigt, die sie von ihm als dem Urgrund ihres Daseins zu fordern und an ihn zu machen berechtigt ist.

Diese moralischen Begriffe von Gott müssen durchaus in unserer Seele erwachen, sobald unsere Vernunft zu der Stufe der Entwickelung und Ausbildung gelangt ist, wo sie über die Sinnenwelt und über sich selbst zu reflectiren beginnt. Die physische Natur kann uns den Zweck der Welt nicht enthüllen; dies kann nur die Vernunft, indem sie einen moralischen Weltplan anerkennt, dessen Zwecken alle sinnliche Kräfte und Erscheinungen nur als Mittel

dienen. Die Natur offenbart uns, wie schon gesagt, den Schöpfer nur als Weltenbaumeister, doch die Vernunft kann sein Dasein nicht anerkennen, ohne ihn als einen Erhalter und Regierer nach dem Plan und dem Endzweck der vollkommensten Sittlichkeit anzuerkennen. Sie fordert einen moralischen Gott und sie bezeugt und verbürgt sein Dasein, indem sie ihn fordert. Die Vernunft kann ihrem Wesen nach nicht als ein Glied der Sinnenwelt betrachtet werden, sie steht nicht unter den Gesetzen derselben, sondern sie ist die Prophetin und zugleich die Bürgerin einer Welt, in der andere Gesetze als die, für alle sinnliche Erscheinungen geltenden Naturgesetze herrschen, und der Mensch muß, im Bewußtsein seiner Vernunft, ein Geisterreich anerkennen, in welchem er durch sie das Bürgerrecht erhält. Einigkeit mit sich selbst ist eine Bedingung des Daseins für die Vernunft, nach deren Erreichung sie durch ihre eigne Natur zu streben gezwungen ist, durch das Bedürfniß derselben fühlt sie sich aber auch an ein Gesetz gebunden, von dessen Verbindlichkeit sie, ohne sich weiter Gründe dafür abzufordern, überzeugt ist, wie von ihrem eignen Dasein. Das Gesetz kann seinen Ursprung nicht in der Sinnenwelt haben, und sie

ist daher durch dasselbe genöthigt, Ein Uebersinnliches anzunehmen, in dem es seinen Ursprung hat, und das den Forderungen entspricht, die die Vernunft an den letzten Grund des Sittengesetzes zu machen vermag. Der Mensch kann sich also seiner Vernunft, er kann sich seines Verhältnisses zur Welt nicht bewußt werden, ohne durch einen geistigen Naturtrieb vom Bewußtwerden seines Gewissens zum Glauben an Gott überzugehen, und zwar nicht als an einen todten Begriff, sondern als an einen lebendigen, sich seinen Eigenschaften nach, in diesem Zwang der unwillkürlichen Anerkennung seines Daseins, durch die Vernunft uns offenbarenden Gott. Die Idee eines solchen Gottes ist ein unausbleiblich aus ihrer eigenen Natur und den Principien ihres Daseins hervorgehendes Erzeugniß der Vernunft. Sie vermag das Wesen Gottes nicht zu begreifen; allein sie vermag das lebendige, unsere ganze Seele in den schönsten Stunden unsers Erdenlebens durchbebende Gefühl des Daseins eines göttlichen Urhebers und Regierers der Welt, durch die schärfste Prüfung so zu bewähren, daß es in seiner Sicherheit jedem Zweifel unzugänglich wird. Diese Gründe — lassen Sie es mich noch einmal wieder-

holen, meine Freundin — liegen theils in dem Mechanismus ihres eignen Denk- und Erkenntnißvermögens, dem zu Folge sie den Begriff vom Dasein Gottes nothwendig aus sich selbst entwickeln muß, und theils in der Harmonie, die durch diesen Glauben die ganze geistige Natur des Menschen erhält, da er uns auf den Standpunkt führt, von dem aus wir diese allein nach ihren einzelnen Fähigkeiten und nach ihren Zwecken zu begreifen vermögen.

Freilich muß der Glaube noch, seiner Natur nach, ein Resultat des Gefühls bleiben; er kann nicht zergliedert, nicht in Ideen und Schlüsse aufgelöset werden; allein die Vernunft ist die erhabene Dolmetscherin, die von Gott selbst das heilige Priesteramt erhalten hat, durch ihr Dasein das seine zu verkünden, und diesem hohen Beruf zu Folge kann und soll sie die Weise aufhellen, auf die der Glaube im Menschengemüth erwacht, und uns zeigen, wie er mit den Gesetzen und den Resultaten der Erkenntnißkraft ihres eignen Wesens übereinstimmt. Bei der Ungleichheit der Geistesgaben, die nun einmal mit zum Plan der Welt gehörte, durfte die Ueberzeugung von dem Dasein Gottes nicht blos

dem Geist des Denkers erreichbar sein, sondern sie mußte in der menschlichen Seele auf eine von aller Speculation unabhängige Weise begründet werden, die mit gleicher Kraft auf den unverdorbenen Sohn der Natur, wie auf den geübtesten Denker, auf das Weib, wie auf den Mann, zu wirken vermochte. Dies wurde dadurch erreicht, daß Gott die Vernunft so organisirte, daß sich auch ohne Selbstbewußtsein ihrer Thätigkeit der Begriff seines Daseins in ihr entwickelte, ohne alle Anschauung der Gründe für die Annahme desselben, ganz als heilige, unerklärbare Naturnothwendigkeit der geistigen Welt.

Der Grund aber, auf den sich in dem zum freien, selbstbewußten Wirken der Vernunft gelangten Menschengemüth der Glaube an Gott unumstößlich begründet, ist das Anerkennen des Sittengesetzes, das allen vernünftigen Wesen als ursprüngliche Eigenschaft ihres Daseins angeboren ist. Wir vermögen uns keine Vernunft zu denken ohne Gewissen. Wie das Auge für den Körper das Organ der Sehkraft ist, so ist das Gewissen für die Vernunft das Organ der Gotteserkenntniß. Das Gesetz, das die Vernunft sich selbst als allgemeingültig und verbin-

dend im Gewissen gibt, ist unabhängig von den Trieben unserer empfindenden Natur, die alle auf Wohlsein gerichtet sind; in unserm innersten und tiefsten Bewußtsein lebt aber eben so unvertilgbar, wie jene Triebe, der Begriff der Pflicht, und in ihm ist uns zugleich ein Ideal der Sittlichkeit gegeben. Was wir sind, genügt uns nicht; wir fühlen, daß wir noch Etwas werden können, Etwas sein sollen, was wir noch nicht sind, und dies Gefühl leitet uns zu Fragen und Schlüssen, die uns auf den Begriff eines moralisch vollkommenen Urhebers der Welt hinführen. Das Ideal der Sittlichkeit in uns ist es, was uns den Glauben an Gott zu einem von unserm eignen Dasein unzertrennlichen Begriff macht; denn so wie die Vernunft nur den Zweck der Welt als völlig befriedigend anerkennen kann, der mit den Idealen der Sittlichkeit, deren Prototypen ihr ursprünglich eigen sind, völlig übereinstimmt, so kann sie sich auch in dieser ihrer sittlichen Gesetzgebung nicht begreifen, ohne das Dasein eines Urquells aller sittlichen Gesetzgebung vorauszusetzen. Der Begriff eines solchen in sich vollendet guten Urquells ist also eine in dem Wesen der Vernunft gegründete Folgerung ihrer Entwickelung.

Die Vernunft kann aber kein Sittengesetz anerkennen, ohne Bewußtsein der Freiheit. Der Wille ist sowohl der Würde als der Macht nach das geistige Königsvermögen im Menschen; er kann sich von allen Reizungen des Triebes unabhängig erhalten; er vermag sich über alle Erscheinungen der sinnlichen Natur empor zu flügeln, ja sich zur Idee eines mit dem Sinnenleben gar nicht verbundenen Daseins zu erheben, das aus eigener Kraft fortzudauern vermag, wenn jenes von den Elementen gestört wird. Es bedarf zwischen uns, meine Freundin, keiner Untersuchung über die Natur und die Beschaffenheit dieses Seelenvermögens; es genügt uns, daß das unverkünstelte Gefühl, der einfache, gesunde Menschenverstand keinen Zweifel an dem Besitz der Willensfreiheit kennt und sich derselben in einer ursprünglichen und unvertilgbaren Zuversicht bewußt ist. Alles Dasein bleibt ewig für uns ein Begriff, den wir verstehen, ohne ihn ergründen und zergliedern zu können. Die Hauptmerkmale seiner Menschheit vermag der Mensch nur in seinem Bewußtsein zu fassen, und sobald er sie sich in ihren Bestandtheilen zu definiren sucht, werden sie ihm ein Räthsel. So ist auch das Bewußtsein unserer Freiheit

eine Naturgabe und wie jede Naturgabe, zugleich ein Naturgeheimniß. Wir können es nie für eine Aufgabe der Vernunft halten, das Unbegreifliche begreiflich machen zu sollen, sondern es muß uns genügen, wenn sie genöthigt ist, die Freiheit unsers Willens als eine nothwendige Bedingung der Sittlichkeit anzuerkennen und daraus die Ueberzeugung schöpft, daß dem Bewußtsein derselben keine Täuschung zum Grunde liegen kann, sondern daß es im Gegentheil als eine heilige Offenbarung aus einer höhern Welt zu achten ist.

Wie von dem Begriff der Sittlichkeit der Begriff von Freiheit unzertrennlich ist, so ist es auch wieder von dieser die Möglichkeit des Bösen, und der Mensch mußte mit einem System von Kräften in Verbindung gesetzt werden, die mit den Gesetzen der sittlichen Welt nicht harmoniren. Der von der Vernunft anerkannte Zweck unseres Daseins ist sittliche Vervollkommnung, Entwickelung und Prüfung unserer geistigen Kräfte; sie kann also das Erdenleben nicht anders als eine Erziehungsanstalt zur Sittlichkeit betrachten, und die Bildung, die wir in dieser erhalten, würde keinen Werth haben, wenn wir

nicht durch Kampf zum Sieg geführt würden. Der Stoff zu den Hindernissen, die sich uns darbieten, konnte nicht aus der moralischen Welt genommen werden, und so wurde der Mensch materiellen Einflüssen und Kräften unterworfen, damit sein Wille der sittlichen Freiheit den Sieg erkämpfen könne. Es gibt keinen rein geistigen Reiz zur Sünde, sondern jeder solcher Reiz geht aus einem irdischen Trieb hervor. Die Vereinigung und die Wechselwirkung von Geist und Körper, die wir unter der Idee des Menschseins zusammenfassen, wird ewig ein Räthsel für uns bleiben, aber unser Bewußtsein verbürgt uns das Dasein dieser Doppelnatur in uns, die das geistige Wesen dem Reiz der Sünde preis gibt, indem sie diesen in die Natur des materiellen Lebens und der daraus resultirenden Kräfte verwebte. So entdeckt die Vernunft in der Disharmonie zwischen den Wirkungen sinnlicher Erscheinungen und Bedingnisse unseres Daseins und dem moralischen Weltplan zu einer moralischen Weltordnung, nur eine Anstalt zur Prüfung und Läuterung der sittlichen Stärke geistiger Kräfte, und in dem anscheinenden Streit des guten Princips mit dem bösen, ein Mittel, das zur Erreichung des Zweckes führt,

den sie als den Zweck alles geistigen Daseins anerkannt hat.

Freiheit und Sittlichkeit schließen den Begriff der Pflicht in sich, d. i. die durch ein allgemein gültiges Vernunftgesetz bestimmte Nothwendigkeit einer Handlung. Die Vernunft enthält in sich eine solche unbedingte, von allen Verhältnissen der Handlungen zu ihren Folgen ganz unabhängige Norm für jene, durch die sie alle einzelne und zufällige Zwecke einem letzten und höchsten Zweck unterordnet. Ein solches Gebot des Sollens in der Menschenseele setzt die Möglichkeit des Könnens voraus; denn die Vernunft kann nichts Widersinniges und Unmögliches gebieten. Als ein auch der Sinnenwelt angehörendes Wesen kann aber der Mensch hienieden nie zur vollendeten Harmonie seines Willens mit dem moralischen Gesetz gelangen; er fühlt die Freiheit desselben vom Triebe gebunden, und das Joch dieser Dienstbarkeit vermag der Geist nicht zu zerbrechen, so lange die Fesseln des Erdenlebens seine Kraft binden. Da er nun aber seine Ansprüche auf jene Harmonie nicht aufgeben kann und darf, so muß er von dem Weltenschöpfer eine Fortdauer sei-

nes Daseins, mit dem Bewußtsein der Persönlichkeit fordern, als die unnachläßliche Bedingung zur Ausführung des von der Vernunft anerkannten Planes seiner sittlichen Weltordnung. Das Gefühl ahnet unsere Unsterblichkeit, die Lehren der geoffenbarten Religion verheißen sie; allein auch hier behauptet die Vernunft ihr vom Himmel stammendes Recht der Vermittelung zwischen Gefühl und Offenbarung. Wie sie, nach den Bedingungen ihres eigenen Daseins in seiner heiligen Ursprünglichkeit, eine geistige Welt dadurch beweist, daß sie sie erkennt, und wie diese geistige Welt wiederum von ihr nicht gedacht werden kann, ohne daß man für die vernünftigen, freien Wesen in ihr ein unendliches Fortschreiten zur höchsten Sittlichkeit fordert, so muß sie auch für diese Wesen von der Gottheit die Glückseligkeit fordern, die von der Harmonie des Willens mit dem Sittengesetz unzertrennlich ist.

So wie uns die Natur in den Erscheinungen der Körperwelt nicht das Dasein Gottes als eines Regierers des Weltganzen nach der Idee der Vernunft zu verkünden vermag, so wenig vermag sie uns auch den Glauben an Unsterblichkeit als Fort-

dauer mit Bewußtsein der Persönlichkeit zu erweisen. Wohl läßt sich aus ihr beweisen, daß nichts vernichtet wird, nichts untergeht, und Tod und Verwesung nur Uebergang und Umwandlung zu einem neuen Leben sind; allein wie wenig genügt diese bewußtlose Unvergänglichkeit des Daseins der Sehnsucht unseres Herzens! Die Vernunft dagegen verbürgt uns die Erfüllung aller Wünsche und Ahnungen desselben, indem sie uns beweiset, daß die Unsterblichkeit, als Bewußtsein der Persönlichkeit in Erinnerung fortschreitender Vervollkommnung und im richtigen Verhältniß dieser Vervollkommnung zu unserer Glückseligkeit, durchaus zur Ausführung eines moralischen Weltplans gehört. Jeder Grund für das Dasein Gottes ist auch ein Glaubensgrund für die Unsterblichkeit der Seele, da ohne diese der Plan zu einer Welt nach dem Endzweck der höchsten Vernunft zwar angelegt, aber nicht ausgeführt wäre. Es bedarf für Sie, meine Freundin, nach dem Zweck dieses Briefes, keines andern Beweises für die Unsterblichkeit, als die Verknüpfung dieses Glaubens mit der Anerkennung des Sittengesetzes, da beide unzertrennlich verbundene Resultate jedes aus der Vernunft hergeleiteten sittlichen Glaubens-

grundes an das Dasein Gottes sind. Alles Fürwahrhalten kann ja übrigens nur im Glauben Statt finden, und das Höchste, was ich von meiner Vernunft, zur Begründung einer Ueberzeugung fordern kann, ist, mich zu überführen, daß mein Glaube auf Gründen ruhe, deren Anerkennung ein wesentliches Bedingniß meines Menschseins ist, das ohne die Annahme jenes Glaubens von mir auf keine Weise begriffen werden kann.

Sobald die Vernunft ohne Rücksicht auf die Erscheinungen der sinnlichen Welt allein aus sich den Begriff der Gottheit entwickelt, so ist unausbleiblich in diesem Begriff auch der der Weltregierung, die wir Vorsehung nennen, enthalten. Alle vernünftige Wesen sind dem Willen dieser Weltregierung unterworfen, und müssen in Gott den Gesetzgeber für ihre freien Handlungen, den Richter derselben und den Spender ihrer Glückseligkeit anerkennen. Wenn aber gleich die Vernunft die Idee des Weltplans im Ganzen aufzufassen vermag, so vermag sie doch nicht im Einzelnen die Ausführung desselben zu ergründen. Sie sieht die Nothwendigkeit des Uebels ein, allein sie vermag die Verkettung dieser Nothwendigkeit mit den Schicksalen der Men-

schen selten zu ergründen; sie begnügt sich aber mit der moralischen Gewißheit, daß die Gerechtigkeit der Vorsehung einst alle Räthsel dieser Art völlig befriedigend für Empfindung und Idee lösen muß. Von dem Dasein eines weisen, gerechten und gütigen Schöpfers und Regierers der Welt überzeugt, erfaßt das Herz den Glauben an ihn mit der Zuversicht seiner tiefsten, seiner heiligsten Liebe, und es kann kein Zweifel in ihm aufkommen, daß nicht Alles hienieden mit dem Endzweck der Welt harmoniren und jedes Leiden nur ein Mittel zum Gedeihen des Guten sein muß. Wie könnte ich fordern wollen, jetzt schon den Zusammenhang der einzelnen Perioden meines Daseins mit dem Weltganzen, die Harmonie meines Schicksals mit dem Weltplan einsehen zu wollen? Genug für mich, daß von meinem sittlichen Bewußtsein, von meiner Vernunft, Zuversicht, Glauben und Hoffnung auf meinen Schöpfer unzertrennlich sind. Alle Leiden, die mich treffen, sind da, entweder zur Prüfung meiner sittlichen Kraft, oder zur Läuterung meines sinnlichen Begehrungsvermögens, und kein Leiden kann mich treffen, dessen Ertragung ich nicht zur Tugend, zur Pflichterfüllung zu erheben vermag.

Lassen Sie uns jetzt, meine Freundin, noch einen Blick auf den Gang unserer Forschungen zurückwerfen und die Resultate derselben zusammenfassen.

Im Menschen ist ein ursprüngliches, unvertilgbares Seelenvermögen, das wir Gewissen nennen, und das uns zum Sieg der Idee über den Trieb, zur Pflichterfüllung nach dem von uns erkannten und uns erkennbaren Umfang des Sittengesetzes verbindet. Sobald die Vernunft des Menschen aus dem dumpfen Schlaf seines thierischen Daseins erwacht, kann sie sich das Bewußtsein einer solchen sittlichen Verbindlichkeit nicht abläugnen, und aus diesem Bewußtsein entwickelt sich nun das edelste Vermögen der Seele, das Geistersiegel auf der Menschenstirn: Gotteserkenntniß aus naturnothwendigem Wirken unserer Vernunft, nach den ursprünglichen Gesetzen ihres ihr anerschaffenen Erkenntnißvermögens. Jedes Vermögen unserer geistigen Natur zeugt für das Dasein Gottes; der Glaube an ihn ist die Blüthe der Humanität, und der Mensch nur in so weit Mensch im vollen, wahren Sinne dieses

Wortes, als er das Vermögen dieser Gotteserkenntniß in sich entwickelt hat. Die Fähigkeit dazu ist in jedem Individuum des menschlichen Geschlechts. Denn die Natur des Menschseins ist in diesem Vermögen der Gotteserkenntniß begründet. Was der Sonnenaufgang in der sichtbaren Welt ist, das ist in der geistigen unsere Erkenntniß Gottes durch freies Wirken der Vernunft. Eine solche Vernunfterkenntniß Gottes aus ihrem eigenen Vermögen ist unstreitig die unmittelbarste Offenbarung Gottes an die Menschheit, und der religiöse Glaube, der sich auf sie gründet, ermangelt keines Resultats, dessen der Mensch zur Kräftigung seines Pflichtgefühls und zur Rechtfertigung seines Anspruches auf Glückseligkeit bedarf. Kein Mißtrauen, keine Furcht verdüstert sein Verhältniß zu seinem Schöpfer, und das heilige Interesse, welches die Vernunft an der Ausübung der Tugend nimmt. Wir erblicken im Universum ein nach den Gesetzen der höchsten Vernunft entworfenes System freigeschaffener Geister und materieller Kräfte, in welchem jedes vernünftige Wesen in der ganzen Folgereihe seines Daseins, nach demselben heiligen Gesetz behandelt wird, dem gehorsam zu sein es unbedingt sich verpflichtet fühlt; ein Sy-

stem, als dessen Zweck die Vernunft völlige Harmonie der Tugend mit der Glückseligkeit erkennt, und dessen Erreichung ihr durch die Allmacht des Schöpfers verbürgt wird.

So sichert also die Vernunft dem Menschen die Befriedigung der Hoffnungen seines Herzens, der Forderungen seines Geistes, der Bestrebungen seines Willens, auf eine Weise, die der Menschheit Würde und Freiheit gibt, und den Anspruch unserer empfindenden Natur auf Glück, mit dem Anspruch unserer denkenden Natur auf Tugend in reine Harmonie bringt.

Hier stehen wir aber an der Grenze der Vernunfterkenntniß, und nun lassen Sie, meine Freundin, uns zu einem noch unerwähnten Vermögen unserer Seele wenden, edel und göttlich, wie das Gewissen es ist: auf die Fähigkeit zur Gottesliebe in uns, und auf die erhabene Gemeinschaft, in der Liebe und Vernunft uns die sittliche Welt und das Dasein ihres Urhebers offenbaren.

Welcher rein und wahrfühlende Mensch hat nicht im seligsten Wonnegefühl, wer nicht im tief-

sten Schmerz Minuten erlebt, wo der Glaube an Gott, das Gefühl seines Daseins, unsere Seele in der Empfindung seiner Gewißheit mit einer so himmlischen Klarheit durchblitzte, daß jeder Gedanke vor ihr zum kalten Schattenbilde wurde? — Welches Herz hat je ein zweites Herz wahrhaft geliebt, ohne sich dadurch zu Gott, dem Urquell aller Liebe, hingezogen zu fühlen? — Wer vermag, gelöset von der Fessel des Triebes, das moralische Gesetz anzuschauen, ohne die Seligkeit des unzerreißbaren Bandes zu empfinden, welches uns in Liebe und aus Liebe den Gehorsam gegen dasselbe zur schönsten Freiheit umwandelt?

Unvertilgbar, wie im Geiste der Gedanke, ist in unserm Herzen die Liebe, und wie die Vernunft die Ahnungen des dunkeln Gefühlsglaubens zum Erkennen der Gesetze einer geistigen Welt läutert, so veredelt das Herz aus ursprünglicher ihm inwohnender, anerschaffener Kraft Menschenliebe zur Gottesliebe.

Und hier, meine Freundin, auf diese heilige Urkraft unseres Wesens gründet sich der Glaube an die Offenbarung Gottes durch Jesus Christus. Die

Liebe und nicht die Vernunft ist der Fels, auf den er seine Kirche gründete. — Bedarf aber des Weibes Herz, daß ihm die Geheimnisse der göttlichen Liebe gedeutet werden? —

Und darf der Mann es wagen, sie ihm deuten zu wollen?

Glaubensansichten.

(Zweites Fragment.)

Erster Brief.

Emma an Adelheid.

Viele Monate sind verflossen, meine einzige, geliebte Freundin, seit ich in gänzlicher Abgeschiedenheit von Dir lebe; das Andenken an mich weilt vielleicht nur noch in Deiner Seele, wie die Erinnerung an einen freundlichen Morgentraum und Du wähnst meine Liebe, meine Freundschaft verschwunden, wie die leichten, luftigen Gebilde des Schlummers. — Aber ich dachte Deiner, meine Adelheid, stets so innig wie in jenen schönen Tagen, wo wir vereint durch das heitre Leben tändelten und es uns so freundlich, so rosig erschien. — Adelheid, noch erweicht sich mein Herz, wenn ich jener Zeit gedenke, und eine heiße Sehnsucht, ein inniges Verlangen

nach der längst entschwundenen bewegt mich eben so süß als schmerzlich. Doch ich wollte Dir ja still, ruhig und besonnen schreiben, und da darf ich mich nicht zu sehr den Erinnerungen überlassen, die sich mir so leicht aufdrängen.

Du weißt es, meine Freundin, welch ein Schreckensruf mich aus dem Kreise riß, in dem ich mit Dir erzogen wurde, und in dessen Umschirmung nur Heiterkeit und Frohsinn mich beseelte; Du warst Zeugin von meiner Angst, von meinem Schmerze; Du weißt es, daß ich nur in das elterliche Haus zurückkam, um von meiner herrlichen Mutter die letzten Segensworte zu hören und von ihren bleichen Lippen den letzten Lebenshauch zu küssen. — Es war ein entsetzlicher Schmerz, liebe Adelheid, der an ihrem Grabe durch meine Seele schnitt, und ich begreife es noch nicht, daß er nicht mein Leben endete. Vater und Mutter mir so plötzlich, so unerwartet entrissen, ich einsam, verlassen, ach, gräßlich verlassen! Nie habe ich es gewagt, genau und ausführlich nach dem Schicksal meines Vaters zu forschen und zu erfragen, welche Todesart er erlitt. Finstere Hindeutungen, dunkle Worte, schauerliche Ahnungen derselben reichten schon hin, das Blut in meinen

Adern erstarren zu machen, und mit grenzenloser Scheu bangte ich vor jeder nähern Aufklärung. Was ich sah, was ich hörte, reichte hin, mich zu zerschmettern und das sechzehnjährige Mädchen erlag unter der Last auf sie gehäufter Leiden. Ich fand schon bei meiner Ankunft Alles in dem schönen Hause meiner Eltern versiegelt und mußte nun nach dem Tode meiner Mutter Alles öffentlich verkaufen sehen, was ich nur als ihr Eigenthum gekannt hatte. Mit großer Härte schlug man mir den Besitz einiger Kleinigkeiten ab, um die ich mit Thränen flehete, weil ich fühlte, daß sie nur für mich Werth haben konnten. Das Bild meiner verklärten Mutter war das einzige, was ich rettete. Mein Schmerz war zu einer starren Bewußtlosigkeit geworden, als der Schwager meiner Mutter, der Pastor Raimar, zu mir eintrat und mich freundlich aufforderte, mich reisefertig zu machen, um ihn zu seiner Frau, meiner Tante, zu begleiten. Seine Milde, seine Liebe gaben mir die Fähigkeit zurück, Thränen vergießen zu können und heißweinend warf ich mich in seine Arme. Schnell waren die geringen mir gebliebenen Habseligkeiten eingepackt und wir verließen meine Geburtsstadt. Der unbequeme

Wagen, die abscheulichen Wege, das schlechte Wetter, nichts machte Eindruck auf mich; ich fühlte nur die Erleichterung, einen Ort verlassen zu haben, wo Alles mir meinen grausamen Verlust fühlbar machte.

Nach Verlauf einiger Tage kamen wir gegen Abend in dem kleinen Dörfchen an, wo mein Oheim wohnte; das Haus war klein, aber es sah freundlich und reinlich aus, und meine Tante, die ich seit meinem fünften Jahr nicht gesehen hatte, sah meiner lieben seligen Mutter so ähnlich, daß meine ganze Seele namenlos durch ihren Anblick bewegt wurde. Sie empfing die verarmte und verwaisete Nichte mit Thränen der Liebe und des Schmerzes. Von ihr geführt trat ich in das kleine, enge, niedrige Wohnzimmer mit den dürftigen, weißen Kalkwänden; aber es war in mir noch zu stürmisch, als daß irgend etwas Aeußeres mir hätte auffallen können. Die Reise und das viele Weinen hatten mich ermüdet und ermattet, und meine Tante wies mir bald mein Schlafkämmerchen an. Ach, liebe Adelheid, gewiß ich hätte am andern Morgen, nach der ersten, sanften Nacht, die mir wieder wurde, Gott mit ganzer Seele danken sollen, daß er mir so liebe,

treue Verwandte und bei ihnen einen ruhigen Aufenthalt geschenkt hatte; aber meine Augen fielen auf meine neuen Umgebungen und mit unendlicher Schwere legte sich nun zum ersten Mal der Gedanke auf mein Herz, daß ich auch mein äußeres Glück gänzlich verloren habe. Ich war, wie Du, im Ueberfluß erzogen; schöne, zierlich geschmückte Zimmer, eine aufmerksame Bedienung, geschmackvolle Kleidung, an Alles dies war ich seit frühester Kindheit so gewöhnt, daß es mir nie eingefallen war zu denken, daß es anders sein könne. Wie ärmlich aber sah nun Alles in der Wohnung meines Oheims aus und trotz der großen Reinlichkeit, die dieser Aermlichkeit einen Anstrich ländlicher Zierlichkeit gab, erschien es mir doch als eine Unmöglichkeit, daß ich mich je in dieser Umgebung wieder heiter und froh würde fühlen können! Ich kleidete mich an und ging nach dem Wohnzimmer, es war leer; ich fragte nach meiner Tante, sie war im Kuhstall. Es fiel mir nicht ein, sie dort aufzusuchen und so mußte ich lange warten, ehe sie kam. „Du hast lange geschlafen," sagte sie mir freundlich, „und das hat Dich wohl recht erquickt?" Jeder Zug ihres Gesichts, der Ton, der Ausdruck

ihrer Stimme riefen mir meine Mutter zurück, und mein Herz wallte auf in inniger Liebe zu ihr; allein meine Mutter hatte ich nie anders als mit vornehmer Zierlichkeit gekleidet gesehen und meine Tante trug einen Anzug von selbstgewebtem Zeuge mit einer weiß leinenen Schürze, der ihr in meinen Augen etwas Fremdartiges gab, was mich störte, in ihr meine Mutter wiederzufinden. Ich erfuhr jetzt, sie sei schon seit 5 Uhr auf und dies sei die gewöhnliche Stunde ihres Erwachens. „Mein Gott," rief ich ganz erstaunt, „was machen Sie denn schon so früh am Tage?" — „Eine tüchtige Hausfrau," antwortete sie mir lächelnd, „muß in meiner Lage allenthalben nachsehen und überall selbst mit Hand anlegen. Eine solche Thätigkeit gibt Gesundheit, frohen Muth und begründet das Glück der Ehe." Diese Aeußerung war mir so neu, daß ich keinen lebendigen Sinn hinein zu legen vermochte, und eben so wenig kann ich die Verkehrtheit beschreiben, die mich viele Wochen lang immer niedergeschlagener und gegen die Liebe meiner Verwandten versteckter machte. Tausend Dinge, auf die ich, so lange sie mir zu Gebote standen, gar keinen Werth gelegt hatte, schienen mir nun zum Glück meines Lebens unentbehr-

lich. In meiner Lebensweise hing ich noch immer dem vornehmen Müßiggang nach, der bis zu diesem Zeitpunkt mein Leben ausgefüllt hatte; ich stickte, zeichnete, las, ging spatzieren und fühlte es in mir immer hohler und hohler werden, da ich mich nicht zum Eingehen in meine neuen Verhältnisse zu erheben vermochte. Jetzt erhielt ich den ersten Brief von Dir; er rief alle Bilder der Vergangenheit in mir wach und ich fühlte mich unglücklicher denn je. In dieser Stimmung schrieb ich Dir eine Antwort voll der bittersten, fast verzweiflungsvollen Klagen über meine Lage und mein Schicksal. Eben hatte ich sie beendet, als meine Tante zu mir eintrat; unwillkürlich verbarg ich meinen Brief und mein heißes Erröthen weckte in mir zuerst das Gefühl meiner Undankbarkeit gegen sie. Mütterlich schloß sie mich in ihre Arme. „Du hast viel gelitten, Emma," sagte sie mir, „allein denke daran, daß jedes Erdenleiden uns von Gott entweder zu unserer Zucht oder zu unserer Prüfung zugesandt wird. Richte Dich an dem Beispiel Deiner vortrefflichen Mutter auf; sie war viel unglücklicher, als Du jetzt noch zu fassen vermagst, daß man es sein kann, und doch lösete sich ihr jeder Zwiespalt des Lebens

in dem Glauben auf, mit dem sie sich in Gehorsam und Liebe den Willen Gottes zur einzigen Richtschnur ihres Lebens und zum Ziel aller ihrer Wünsche erwählt hatte."

Sie verließ mich bei diesen Worten, die mir eine Reihe neuer Gedanken und Bilder zuführten. Meine Mutter also war bei all' ihrem Reichthum unglücklich gewesen! Ich blickte auf zu ihrem Bilde, und fühlte nun, warum ihr Lächeln so himmlisch rührend, ihr Ton so sanft war; ich verstand nun die wehmüthige Zärtlichkeit ihrer Liebe und den himmlisch frommen Blick ihres seelenvollen Auges. Ich glaubte zu fühlen, wie sie mich umschwebte und in meinem Herzen zu mir sprach: „Wie, um den Verlust äußerer Güter trauerst du so tief, ohne Dich noch befragt zu haben, welche Pflichten Dir Deine jetzigen Verhältnisse auflegen? Kein wahres Glück ist Dir verloren, denn dieses ist in jeder Lage des Lebens eine Frucht der Zufriedenheit, die Dir Fleiß und Frömmigkeit sichern, wenn Du sie übst. Vertraue auf Gott, der die nie verläßt, die auf ihn hoffen." — Liebste Adelheid, es war, als ob in dieser unvergeßlichen Stunde ein neuer Sinn in mir erwacht sei. Ich erkannte plötzlich die ganze Schwäche

meiner bisherigen Zaghaftigkeit, und Scham und Reue ergriffen mich. Weinend sank ich auf meine Kniee nieder und bat Gott, mir gnädig zu sein, und meinem schwachen Herzen die Kraft zu schenken, ihn treu im Herzen und vor Augen zu haben und das erkannte Gute und Rechte auch auszuüben. — Da kam ein stiller frommer Friede in meine Seele. Mehrere Male wollte ich Dir schreiben; allein das Andenken der Vergangenheit erweichte mich dann zu sehr, und ich beschloß es nicht eher zu thun, bis daß ich es ohne Störung für meine Ruhe zu thun vermöge. Ich fing nun an, meiner Tante in ihren häuslichen Beschäftigungen zur Hand zu gehen; freilich schmerzten mich Anfangs zuweilen meine der Arbeit ungewohnten Hände; Manches erschien mir langweilig und kleinlich, und Thränen füllten noch mitunter mein Auge, wenn ich der Vergangenheit gedachte: aber ich fühlte auch, daß ich von Tag zu Tag kräftiger in mir selbst wurde und des Abends mit einer früher nie empfundenen Heiterkeit zu beten vermochte. In dieser Einsamkeit und Stille, in dieser friedlichen, ganz ungestörten Einförmigkeit lernte ich die Heiligkeit unsers Glaubens und seine Kraft über das schwache Menschenherz empfinden.

Alles, was mir früher davon gesagt worden war, bekam nun für mich die unerschütterliche Wahrheit des Selbsterlebten.

Erst ward ich ruhig, dann heiter, und bald fühlte ich mich als Tochter einheimisch in den Herzen und in dem Hause meiner theueren Pflegeeltern, womit denn auch für mich im äußern Leben der Punkt gefunden war, der mir meine Pflichten deutete. Oft forschte ich nach dem Schicksal meiner Eltern. „Frage nicht, mein Kind," sagte dann mein ehrwürdiger Pflegevater; „begnüge Dich für Deinen Vater zu beten; er ist in der Hand Gottes, der allein gerecht der Menschen Thun und Herzen richtet." Von meiner Mutter erfuhr ich, sie habe einen Brief für mich hinterlassen, den ich aber erst an meinem zwanzigsten Geburtstage erhalten solle. Um mir zu verbergen, was und wodurch sie litt, ließ sie mich so fern von ihrem Wohnort erziehen. Keine unzeitige Neugierde soll mich auch je verleiten, den Schleier, der für mich über ihrem Schicksal liegt, früher heben zu wollen, als sie es verordnet hat, daß er gehoben werden soll. — Ein Jahr war nun verflossen und mein Bewußtsein sagte mir, daß ich Dir schreiben dürfe, da erkrankte mein Oheim. Erlaß mir die

Beschreibung der drei kummervollen Monde, die nun folgten; an seinem Sterbebette habe ich erfahren, welche Macht der Liebe und dem Glauben über Tod und Leben gegeben sind. Sanft und still, wie die Sonne an einem milden Herbstabend, schied der edle Mann von uns hinweg; der Friede seiner Sterbestunde, unsere Thränen und die Klagen seiner Gemeinde bezeugten, welch ein echter Diener seines Herrn er hienieden gewesen war. — Tante und ich mußten nun das Witwenhaus beziehen, welches noch viel kleiner, so wie unsere ganze Lebensweise noch um Vieles beschränkter ist, als vorher; aber Gottlob! es stört und trübt uns nicht. Das Gefühl, sich sein Brod selbst zu verdienen, gibt eine Selbstständigkeit, die für unsere Sittlichkeit unendlich viel bedeutender ist, als man gemeinhin glaubt. Ohne Scheu darf ich Dir jetzt schreiben, meine Freundin. Ich bin zufrieden durch mich selbst und glücklich, weil meine theure Tante mich den Trost ihres einsamen Lebens nennt und ich mir die Hoffnung vergönnen darf, ihr nützlich zu sein. Ich halte den Verlust meines Vermögens und der Ansprüche an das Leben, zu denen es mich reizte, für kein Unglück mehr, seitdem Gott mir den Segen des Fleißes und

die unaussprechliche Freudigkeit der Pflichttreue dafür gegeben hat, und mein jetziges Leben hat seine stillen Freuden, seine stillen Reize, die ich nicht wieder gegen jene frühere Lebensansicht und Lebenswürdigung umtauschen möchte. Doch genug für diesmal. Mein langer Brief wird Dich wieder mit einer Freundin bekannt machen, die nie aufhörte, Deiner mit unaussprechlicher Liebe zu gedenken. Auch Du, meine Adelheid, hast eine lange Lücke auszufüllen in Deinem nächsten Briefe, den ich wie Dich selbst begrüßen und empfangen werde.

Lebe wohl, Freundin meiner Seele, ich liebe Dich unverändert, wie in den glücklichsten Tagen unserer Vergangenheit.

Zweiter Brief.

Adelheid an Emma.

So hat mich denn die Zuversicht zu der Treue Deines Herzens nicht getäuscht, meine geliebte Emma, und still und liebend hast Du das Andenken der Freundin Deiner Kindheit unter allem Wechsel des Schicksals, allem Einfluß der Trennung bewahrt.

Recht schmerzlich habe ich früher Dein Verstummen empfunden und meine Sehnsucht nach Kunde von Dir ward mit jedem Monat lebendiger und wehmuthsvoller, doch ungetrübt blieb mir in dem Bewußtsein der eigenen Treue die Ueberzeugung, Dein Schweigen sei nicht Leichtsinn, nicht Vergessenheit und wie herrlich hast Du diesen meinen Glauben gerechtfertigt! Dein Brief stellt mir klarer und freundlicher denn je Dein holdes Bild in der milden Würde des Siegs über ein hartes Schicksal dar; jung, schön, verweichlicht, an alle Zierlichkeit des Lebens, wie an ein einfaches, unumgänglich nothwendiges Bedürfniß gewöhnt, hast Du den Umsturz Deiner Hoffnungen, die Verdunkelung Deiner Lebensaussichten, die Verzichtleistung auf alle Freuden der Welt, die diese der Jugendlust bietet, den Tod Deiner Mutter, die dunkle Ungewißheit über das Schicksal Deines Vaters, Alles, Alles dies hast Du durch die Kraft des Glaubens besiegt und stehst im Frieden eines mit sich und seinem Schicksal einigen Gemüthes freudig da. Emma, brauche ich es Dir noch zu sagen, wie ich Deinen Werth fühle und ihn in ehrender Anerkennung Deiner Seelenstärke liebe? Fühle es, Schwester meiner Seele, wie ich mehr

denn je Dein bin und laß uns nun für immer vereint bleiben, da wir es fester und schöner denn je durch die uns auf sehr verschiedenen Wegen gewordene Anerkennung der Nichtigkeit aller irdischen Dinge geworden sind.

Ja, meine Emma, auch Deine Adelheid ist nicht mehr das an eitlem Erdentand klebende und in irdischen Dünkel versunkene Geschöpf, das sie früher war. Auch mir hat sich der Ernst des Lebens in der Heiligkeit des Glaubens offenbart, und wenn gleich der Kampf in mir noch nicht ganz geschlichtet ist, wenn mich gleich in einzelnen Stunden die Freuden dieser Welt und die eitle Klügelei des Verstandes noch verlocken von dem Wege des Heils und ich es noch nicht ganz bis zur Ertödtung des alten Sinnes zu bringen vermag, so strebe ich doch, des Heils der Wiedergeburt theilhaftig zu werden und hoffe um so eher, daß mir das Glück eines solchen neuen geistigen Lebens werden wird, da mich die Gnade Gottes mit einem Mann verbunden hat, der mir auf dem Wege zur Seligkeit Führer, Vorbild und Gewissensrath ist. Deiner Theilnahme und Deinem Vertrauen bin ich eine Erzählung meines Schicksals schuldig, die Dir zugleich zu einem Bilde

meines innern Lebens und des Ganges meiner Ueberzeugungen werden wird.

Du kennst mich seit meiner Kindheit, theure Emma, Du kennst die große Weichheit meines Herzens und die Liebebedürftigkeit desselben, die von meinen Eltern und Erziehern als Hang zur Schwärmerei gescholten, und dadurch, statt sie zu benutzen, mich von der Welt ab, dem Unsichtbaren zuzuwenden, ungeleitet in mein Inneres zurückgedrängt wurde. Ich war hübsch; in meiner Eltern Hause war ein sehr heiteres, lustiges Leben; ich sah, daß ich gefiel und es war natürlich, daß ich mich dem Geiste dieser Verhältnisse hingab und es nicht zu erkennen vermochte, wie diese irdischen Freuden nur dazu da sind, daß wir ihnen entsagen lernen und den Hang zu ihnen Gott opfern sollen. Was mich noch weltlicher und irdischer in meinem Sein und Streben machte, war eine Jugendneigung zu dem Lieutenant Kettenburg. Sie hatte sich auf einem Ball angesponnen und entfaltete sich im Geräusche des geselligen Lebens; kein Wunder daher, daß sie, nur dem Aeußerlichen angehörend, auch nur ein äußerliches Gefühl blieb. Kettenburg war ein hübscher, geistreicher Mann, aber ohne alle Tiefe des Charakters,

ohne allen Ernst der Empfindung. Unserer Verbindung standen Schwierigkeiten im Wege; den Schmerz dieser Hindernisse fühlte ich allein, er trug ihn leicht und nach zwei Jahren, in denen ich Manches um ihn gelitten und die Hand von zwei andern braven Männern ausgeschlagen hatte, schrieb er mir, die Vernunft fordere von uns, bei der Unsicherheit seiner Aussichten, die Lösung unsers Verhältnisses; er gebe mir mein Wort zurück und ich sei frei. Sein Leichtsinn erweckte zuerst in mir Ueberdruß an der Welt. Meine Liebe zu Kettenburg war die Seele aller meiner geselligen Freuden gewesen; was mich lange ergötzt und beschäftigt hatte, war nun einmal schal und todt für mich. Ich lieh mich den Außendingen noch, ich tanzte, lachte, schwatzte noch wie sonst; aber tief im Herzen trug ich einen stillen Schmerz, und eine geheime Wehmuth, die diesem eitlen Leben seinen Farbenschmelz entstreiften und in mir die Ahnung eines andern, fester und edler begründeten Seins weckten. In dieser Zeit hörte ich sehr oft eines jungen Kaufmanns erwähnen, der von Einigen als ein tiefer Denker gepriesen, von Andern als ein theosophischer Schwärmer verlacht wurde. Er war kürzlich als Schriftsteller aufgetreten und das System,

welches er in seinem Werk aufgestellt hatte, war für die Theologen und Metaphysiker zum Zankapfel geworden. Allgemein ließ man seinem Scharfsinn und dem würdigen Ernst seiner Gesinnung Gerechtigkeit widerfahren; allein Du kennst die Erbitterung, mit der in unserer Zeit viele der sich aufgeklärt nennenden Vernunftgläubigen, den Glauben und die Zuversicht an eine unmittelbare göttliche Offenbarung anfeinden, und kannst es Dir also leicht denken, wie lächerlich man es fand, einen reichen, jungen, gebildeten Mann, mit Verläugnung aller Ansprüche, die er an die Welt und die Welt an ihn zu machen hatte, als Verfechter einer streng dogmatischen Glaubenslehre auftreten zu sehen, und ihn die Ertödtung aller Neigungen, die Verachtung aller irdischen Lust predigen zu hören. Vor zwanzig bis dreißig Jahren kämpften die Theologen und die Neologen gewissermaßen nur um einzelne Punkte mit einander; jetzt scheint es aber im Geiste unserer Zeit zu liegen, daß sie sich gegenseitig in keiner Art neben einander dulden wollen und können. Ich hörte viel hierüber reden und wenn ich mich gleich damals noch keineswegs für die Lehre des Renatus (so hieß der junge Mann) interessirte, so interessirte ich

mich doch für den Mann selbst, der in seinem ganz vorzugsweise nur den irdischen Erwerb beabsichtigenden Stande ein solches Interesse für Gegenstände der Speculation und des Glaubens zeigte, und mir darin eine ganz neue Erscheinung war. Renatus kam zuweilen in das Haus einer meiner Freundinnen, bei der ich ihn unerwartet eines Morgens traf. Ich hatte den Abend vorher die Nachricht von Kettenburg's Verlobung mit einem sehr reichen Mädchen erhalten; alle Wunden meines Herzens bluteten wie neu aufgerissen, und der trübe Ernst, der auf meinem Gesicht lag, und die schweigende Stille, in die ich versenkt war, zogen Renatus Aufmerksamkeit auf mich, da ich sonst wahrscheinlich von ihm unbeachtet geblieben sein würde. Mir gefiel sein Ernst, der gerade zu Kettenburg's Beweglichkeit einen entschiedenen Gegensatz bildete; auch schmeichelte es mir, von einem so geistvollen Manne bemerkt zu werden, und ich hielt mich aus Dankbarkeit dafür verpflichtet, dem, was er mir sagte, meine ganze Aufmerksamkeit zu schenken, was mir um so leichter wurde, da ich ohne Ausnahme nie Jemand so schön habe reden hören, wie Renatus redet. Wir sahen uns nun öfter; er suchte und

fand Zutritt in dem Hause meiner Eltern, und bald ward es ihm ein eben so angelegentliches als liebes Geschäft, mich zu bekehren. Er machte mich mit einem kleinen Kreise erleuchteter Seelen bekannt, und in kurzer Zeit war mir mein ganzes voriges Leben verleidet; ich kam zur Erkenntniß, wie ich bis jetzt nicht Gott, sondern in strafwürdiger Verkehrtheit nur dem Götzen dieser Welt gedient hatte, und da die Empfänglichkeit für den Glauben in unserer Seele durch den Entschluß des Willens bedingt wird, sich ohne Zuthun der Vernunft willenlos der Belehrung hingeben zu wollen, so übergab ich auch, in völliger Verläugnung aller irdischen Bande, Seele und Gewissen, wie es von mir gefordert wurde, ganz der geistlichen Führung meines Freundes. Aber ich hatte hierbei einen schweren Kampf zu bestehen. Meine sonst so guten, frommen, rechtschaffenen Eltern mißbilligten durchaus meine neue Lebens- und Sinnesweise, die mich freilich den Gewohnheiten und der Weise des elterlichen Hauses entfremdete, und boten Alles auf, mich von Renatus zu trennen, und dadurch von der Gemeinschaft unserer kleinen auserwählten Gemeinde loszureißen. Die Lebensweise meiner Eltern schloß nichts in sich, was man gera-

dezu Sünde nennen konnte; allein sie stimmte in Allem mit meinen Neigungen überein, und jede Neigung in uns ist der Befehl zu einem Opfer, das Gott von uns fordert, da ohne Selbstüberwindung und Verläugnung nichts Verdienstliches gedacht werden kann. Unsre Neigungen gehören ausschließlich dem alten Menschen in uns an, und dieser ist durch den Sündenfall durch und durch verderbt, und muß mit Macht getödtet und todt erhalten werden, wenn das große Geheimniß der Erlösung und der Wiedergeburt sich in uns vollenden soll. Eine solche Ertödtung schalt nun aber mein Vater unvernünftige Mönchszucht, meine Frömmigkeit Kopfhängerei, unsre geistlichen Uebungen Müßiggang, unsre Absonderung von den Weltmenschen Pharisäer-Dünkel. Ach, Emma, in jener Zeit habe ich viel gelitten, und oft war ich nahe daran, der Versuchung zum Abfall zu unterliegen. Allein Gottes Gnade, das Gebet der Unsrigen und die Liebe zu Renatus stärkten meine wankende Seele, und ich faßte Muth, dem Heil meiner Seele Alles aufzuopfern. Je mehr man strebte, mich abtrünnig machen zu wollen, je fester ergriff mich Renatus und je lieber ward ich ihm. Er überzeugte mich, daß in allen Glaubens-

angelegenheiten die Pflichten, die uns durch Verhältnisse zu andern Menschen aufgelegt sind, so wenig, wie die Vernunft eine Stimme haben dürfen. Die übersinnliche Welt des Glaubens kann ja nur mit dem innern Auge der Erleuchtung durch den heiligen Geist erblickt werden, und der Ungläubige kann sich daher so wenig ein Urtheil über ihre Verhältnisse anmaßen, wie der Blinde über die Farbe. So wenig wie nun aber der physisch Blinde behaupten darf, der Sehende, der die Farben zu erblicken versichere, sei ein Lügner oder ein Phantast, so wenig darf sich auch der geistig Blinde ein Urtheil über Gegenstände anmaßen, die für ihn freilich so gut, wie gar nicht da sind, weil ihm das Organ fehlt, sie erkennen zu können. Alle Erdenweisheit, alles Einreden der Vernunft, der Erfahrung und der Philosophie ist nur eine Prüfung unsers Glaubens, und je unbegreiflicher und der Vernunft unauflöslicher die Geheimnisse desselben erscheinen, je mehr tragen sie gerade in dieser Unbegreiflichkeit die Bürgschaft ihrer Göttlichkeit in sich. Von der Wahrheit dieses Satzes überzeugte mich Renatus und gab mir dadurch den Muth, meinen Eltern zu widerstehen. Schwäche war es, daß die Liebe mich hierbei unter-

stützen mußte, allein dem noch unsicher gehenden Kinde vergönnt man ja gern die Hand des leitenden Führers. Nach manchem Kampf, mancher schweren Prüfung erhielten wir endlich die Einwilligung meiner Eltern zu unserer Verbindung. Ach, Emma, es war keine freudige Einwilligung, und diese Ueberzeugung lastet noch in mancher einsamen Minute kummervoll auf meinem Herzen; doch beruhigt mich immer wieder die Ueberzeugung, daß ich meine Hand nie einem frömmern Manne hätte geben können, und ich daher des Beifalls Gottes gewiß sein kann. Seit sechs Monaten bin ich nun verheirathet, und wenn gleich meine Lebensweise sehr von der abweicht, die ich mir in frühern Jahren als die mir am besten zusagende Form eines glücklichen Lebens dachte, so entschädigt mich doch die Liebe meines Mannes und die Gottseligkeit unsers Wandels für Alles, was hinter mir versunken ist. Wir leben sehr einsam, abgesondert von der Welt, von meiner Familie und meinen Jugendfreundinnen, nur im Umgang mit einigen gleichgesinnten Seelen. Das Einzige, was uns stört und uns aus dem stillen Frieden eines beschaulichen Lebens, voll frommer Einkehr in sich selbst und Abgeschiedenheit von welt-

lichen Dingen, zur Erde gewaltsam herabzieht, sind die Berufsgeschäfte meines Mannes. Er entzieht sich ihnen so viel als möglich und möchte sie gern ganz aufgeben; allein bis jetzt erlauben ihm seine Verhältnisse dies noch nicht.

Hier, meine Emma, hast Du nun einen flüchtigen Abriß meines Lebens; möge er Dir das Bild der fernen Freundin lebhaft vergegenwärtigen und in Dir den Wunsch wecken, mir recht bald wieder zu schreiben. Lebe wohl, theure Seele! der Himmel erhalte Dir den Frieden Deines Lebens und Deines Herzens. Das Andenken an Dich ist eine meiner besten Lebensfreuden und mit der innigsten Liebe sehe ich bald wieder einem Briefe von Dir entgegen.

Dritter Brief.

Emma an Adelheid.

Könnte ich Dir, meine liebste, beste Adelheid, doch die Freude beschreiben, die mir durch Deinen Brief zu Theil geworden ist! Ich lachte und weinte und konnte vor lauter Verlangen, zu erfahren, was

Du mir schriebst, lange nicht zum Lesen kommen, denn die Buchstaben tanzten vor meinen Augen herum. Als ich aber endlich zu lesen und zu verstehen vermochte, o wie entzückte mich da die Gewißheit, daß Du mich noch liebst, daß ich noch mit zu Deinem Leben gehöre, wie Du zu dem meinigen! Laß es mich nur gestehen, daß ich anfänglich nichts Anderes als nur dies aus Deinem Briefe herauszulesen vermochte. Endlich aber begriff ich auch, daß Du verheirathet bist, wozu ich Dir meinen innigsten Glückwunsch sende, doch strebte ich bis jetzt vergebens, mir von meiner Adelheid ein Bild als junge Frau zu entwerfen, da Alles, was Du mir von Deinem jetzigen Sein und Thun schreibst, mir so fremd und unverständlich klingt, daß ich es nicht zu verstehen vermag. Laß Dich dies nicht befremden, meine Freundin; Du weißt, daß ich seit einigen Jahren in einer tiefen Einsamkeit und Abgeschiedenheit lebe, und da kann es ja leicht an die Tagesordnung gekommen sein, Ideen und Wahrheiten, mit denen mein Herz und mein Geist befreundet ist, ein neues Wortkleid anzuziehen, in welchem sie mir fremd und unkenntlich erscheinen. Auch ist mir alles Grübeln über Religion fremd. Vor Gott reinen Herzens zu

sein, allen Menschen wohlzuwollen und in kindlicher Demuth und heiterer Freudigkeit das zu thun, was er durch den Standpunkt, auf den mich meine Verhältnisse stellen, mir als Pflicht angewiesen hat, ist Alles, wonach ich strebe. Du scheinst Dir für Dein Sein und Leben jetzt noch ein anderes, mir geheimnißvoll erscheinendes Ideal sittlicher Vollkommenheit gebildet zu haben und auf eine neue Art fromm sein zu wollen. Daß Du aber Dein früheres Leben als sündlich und verderbt schmähest, kann ich nicht billigen. Es ist wahr, Du warst ehemals die Fröhlichste und Lebenslustigste von uns Allen, aber Deine Fröhlichkeit war gewiß eben so schuldlos als sie anmuthig war, und Du warst dabei so sanft, so gut, so fromm, daß es mich oft rührte und ich nichts inniger wünschte, als Dir zu gleichen. Gewiß, meine Adelheid, in Deiner damaligen Fröhlichkeit und Deinem Sinn für Lebensfreude war nichts Sündliches; wir dachten uns ja immer reine Engel als Schutzgeister und unsichtbare Zeugen unseres Lebens, und freueten uns ihrer Aufsicht und Gegenwart. Jetzt aber glaubst Du, alle Erdenfreuden Gott opfern und abgesondert von den Menschen, Dich ihnen entfremden zu müssen? — Wohl weiß ich, daß wir Alles,

was die Welt bietet, Alles, was wir in ihr lieben, freudig und willig hingeben müssen, sobald irgend eine Pflicht uns Entsagung gebietet; aber sanfte Heiterkeit, schuldlosen Genuß der Lebensfreuden habe ich immer für Blüthen der wahren Gottesverehrung gehalten und geglaubt, die Religion dulde keinen Trübsinn, keine finstere Ansicht des Schicksals, weil sie in Liebe und durch Liebe Alles leicht mache und mit Allem versöhne, da sie für jede Klage Trost, für jedes Räthsel eine beruhigende Antwort habe. Wer sich bis zu seinem Tode der Erde und ihrer Freuden unschuldig erfreuet hat, geht gewiß als ein liebes und frommes Kind zum Vater heim. Auch wurde ich, meine liebste Adelheid, im Lehrbegriff der protestantischen Kirche erzogen, nie, wie Du es gethan zu haben meinst, meine Seele und mein Gewissen willenlos der geistlichen Führung irgend eines Sterblichen überlassen. „Prüfet Alles und das Beste behaltet," sagt die Schrift, und für eine solche Prüfung ward, nach meiner Ueberzeugung, der menschlichen Seele von Gott ein eigner Sinn anerschaffen, ein Instinct der Wahrheit, der uns die Gegenstände unserer Sehnsucht weissagt. Adelheid, die Religion ist mir das Höchste und Heiligste meines Seins,

wie meines Daseins; sie ist mir Alles, die Seele, der Urquell, der Inbegriff und Zweck meines Seins und Daseins, sie ist mir aber auch bis zur vollkommensten Einheit die Vermittlerin zwischen dem innern und dem äußern Leben, da sie mir das letztere zu einem Abdruck, einem Spiegelbild des erstern heiligt. Dein Glaube hingegen scheint mir eine feindliche Spaltung beider nicht allein gut zu heißen, sondern selbst zu bezwecken, da Dein Mann, wie Du mir schreibst, es für heilsam und nützlich hält, sich seinen Berufsgeschäften so viel als möglich zu entziehen, ja, da er sie ganz aufzugeben wünscht. Erkläre mir dies Alles, geliebte Adelheid, und vorzüglich nenne mir die Quelle, aus der Ihr Eure Meinungen und Ansichten schöpft, da ich diese in der Bibel nicht aufzufinden vermag.

Du hast einen edlen und geliebten Mann geheirathet, und ich freue mich herzlich dieses Glückes für Dich, meine Adelheid, aber Du hast ihn mit Mißbilligung Deiner Eltern geheirathet, und scheinst es Dir für ein christliches Verdienst, ein verdienstliches Opfer anzurechnen, daß Du es gethan hast. Adelheid, an welche Offenbarung von Gottes heiligem Willen darf der Mensch noch glauben, wenn

er diese nicht mehr in dem Willen geliebter, würdiger Eltern anerkennt? — Ich weiß, daß Dein Herz unfähig ist, in etwas zu willigen, was Dir nicht als recht= und pflichtmäßig erscheint, und eben darum bitte ich Dich innigst, mir alle diese Räthsel zu lösen. Belehre mich, wo ich irre und die Wahrheit nicht zu erkennen vermag. Auch wirst Du begreifen, wie dunkel mir viele Deiner Aeußerungen sein müssen, da Du, der ein frommer, geliebter und gelehrter Mann zur Seite steht, mir doch noch nicht in voller Klarheit fest und sicher zu stehen scheinst.

Fast scheue ich mich, nach so ernsten Dingen nun noch mit Dir von meinem kleinen Leben zu sprechen, und doch kann ich Dir nicht verschweigen, daß es seit einigen Wochen ganz besonders freundlich und lieblich geworden ist. Als ich Dir meinen ersten Brief schrieb, erwartete hier Jung und Alt mit großer Neuzierde den neuen Gutsherrn dieses Dörfchens, der früher nur als Knabe einige Mal mit seinem Oheim, von dem er das Gut geerbt hat, zum Besuch hier gewesen war. Er kam an und wir hörten gleich in den ersten Tagen so viel Gutes von ihm, daß Tante und ich uns auch wohl darauf freuen mußten, ihn kennen zu lernen. Wir trafen

ihn bald zufällig bei dem Prediger, dem wir einen Besuch machten und zu dem er auch kam. Es machte einen tiefen Eindruck auf mich, zum ersten Mal nach langer Zeit in ihm wieder einen Mann zu sehen, der mit angeborner Würde die feinste Weltbildung vereinigte. Herr von Steinfels, so heißt er, ist noch ein junger, und, wie mich dünkt, sehr schöner Mann, von königlich hohem Wuchse, edlem Anstande und einem Gesicht, dessen dunkle Augen fast zu ernst blicken würden, wenn ihr Ausdruck nicht durch eine ganz eigene freundliche Anmuth, die vorzüglich im Sprechen seine Züge erhellt, gemildert würde. Er begrüßte uns Frauen höflich, knüpfte aber, ohne uns weiter zu beachten, gleich mit dem Prediger ein Gespräch an, und es freuete mich, zu hören, wie er sich in den Ton dieser Menschen zu stimmen und in die Einfachheit ihrer Denkart und Sinnesweise einzugehen verstand. Ich fühlte, es war nicht Glätte, sondern Güte, die ihm, ohne daß er selbst darum wußte, gleich das Benehmen eingab, welches ihm hier Zutrauen und Liebe erwerben mußte. Die Pastorin, eine kleine, hübsche, freundliche Frau, der ich herzlich gut bin, lud mich ein, mit ihr nach ihrem Garten zu gehen, um die

frisch aufgekeimten Erbsen zu sehen, da ein großer Wetteifer zwischen uns herrscht, die frühesten und schönsten Gemüse zu ziehen. Ich sah es nicht, aber ich fühlte es, daß des Herrn von Steinfels Blick auf mich fiel, als ich aufstand, um dieser Einladung zu folgen. Er schlug dem Prediger vor, uns zu begleiten, und redete nun auch uns Frauen an. Ich war Anfangs schüchtern und einsylbig; doch verlor sich dies bald und wir verplauderten den Nachmittag sehr angenehm. Als wir nach Hause gingen, begleitete er uns, und bat beim Abschied meine Tante um die Erlaubniß, uns besuchen zu dürfen, die ihm, wie Du wohl denken kannst, gern gegeben wurde. Er kam auch schon am folgenden Tage, und wir haben ihn seitdem fast täglich gesehen, theils bei uns, theils bei dem Prediger, theils auf unsern Spatziergängen. Dieser Umgang ist für mich eine edle Freude und es thut mir innig wohl, Steinfels über Gegenstände sprechen zu hören, die, indem sie mein Herz interessiren, zugleich meinen Verstand aufhellen und mich in meinen Ansichten des Lebens und meiner Würdigung desselben kräftigen und mich belehren. Er liest uns zuweilen vor, er bringt uns Bücher und seitdem er zufällig erfahren hat, daß ich

Guitarre spiele und singe, auch neue Musikalien. Liebe Adelheid, Du hast dergleichen nie entbehrt und kannst es Dir daher vielleicht nicht einmal denken, wie mich diese Güte rührt, und welchen ganz unaussprechlichen Genuß ich in diesen Freuden finde. — Mit Thränen danke ich oft Gott für die väterliche Liebe, mit der er mir diese Verschönerung meines Lebens gewährt, und ich fühle, daß ich eins seiner dankbarsten, wie seiner glücklichsten Kinder bin.

Nimm meinen Brief freundlich auf, liebste Adelheid, und wenn Dein Geist sich auch jetzt lieber mit ernstern und wichtigern Gegenständen beschäftigt, so nimmt doch gewiß Dein Herz noch an Allem, was mich betrifft, zärtlichen Antheil, und ohne diese Ueberzeugung Deiner Theilnahme würden mir auch meine schönsten Freuden weniger schön sein. Könnte ich doch statt dieses Briefes selbst zu Dir hinfliegen und Dir Alles erzählen, wovon mein Herz so voll ist! Könnte ich doch aus Deinem Munde die Beantwortung aller der Fragen hören, welche die erste Hälfte meines Briefes enthält! Lebe wohl und erhalte mir Deine Liebe.

Mit Herz und Seele Deine

Emma.

Vierter Brief.

Adelheid an Emma.

Nein, Emma, das ist kein Brief, den ich von Dir erhalten habe, kein schattenartiger Abdruck Deines Geistes, Deines Herzens; das bist Du selbst, Du meine theure, meine innig geliebte Emma und mit einer mir unerklärlichen Wehmuth drücke ich das theure Blatt an meine Lippen, und tief in mein Herz drückt sich jedes Wort, jeder Zug ein, der Dich, Freundin meiner Jugend, Schwester meiner Seele, mir so lebhaft vergegenwärtigt. Ach, Du bist noch so ganz Du selbst und mit einem leisen Schmerze, den ich wie ein Unrecht strafen muß, fühle ich, daß ich nicht mehr die Adelheid bin, die Du ehemals kanntest, ehemals liebtest. Ein trüber Schatten liegt auf meinem Leben und auf der Welt, die mich umgibt; in mir trage ich den heitern Frieden nicht mehr, der mich ehemals beglückte, ohne daß ich mich doch selbst in meinen Zweifeln, meiner Wehmuth, meinem bangen Verstummen klar zu verstehen vermag. Ich bin von der Wahrheit und der Göttlichkeit der Glaubenslehren, die die Richtschnur meines Lebens sind,

so fest, wie nur irgend von meinem Dasein überzeugt; aber in ihrer Anwendung auf das Leben vermag ich nicht zur Klarheit zu kommen, und fühle mich dadurch bange und verworren. Diese Verworrenheit, dieser Zwiespalt wird mir nun als das Werk des Versuchers, als die Wirkung des bösen Princips, welches in und mit der Erbsünde Besitz von dem Menschen genommen hat, geschildert, und alles Prüfen mir wie eitler, irdischer Dünkel untersagt. Dagegen sträubt sich nun Etwas in mir, was ich nicht zu benennen weiß, was ich aber als ein mir angebornes vermittelndes geistiges Organ zwischen Glaube und Vernunft empfinde. Und bei diesem Zwiespalt in meinem Innern forderst Du, reine, starke Seele, von mir Belehrung? O, zeihe mich nicht des eiteln Dünkels, zu wähnen, diese könne Dir von mir kommen! — aber gern und willig spreche ich Dir meine religiöse Ueberzeugung aus. Vieles wird selbst dadurch klarer werden, als es mir bisher bei einsamem Grübeln zu werden vermochte, und gewiß gibt es auch hienieden keinen zuverlässigern Richter über himmlische und irdische Dinge, als ein so schuldloses und reines Herz, wie das Deinige. Sagt er, der Göttliche, nicht selbst

„wenn ihr nicht werdet wie die Kinder, werdet ihr das Himmelreich nicht erwerben!" — und was ist frömmer, als die Kindlichkeit einer unschuldigen Weiberseele, bei klar gebildetem Geiste?

Du weißt, meine Emma, wie bei dem Religionsunterricht, den wir erhielten, die Versöhnungslehre und das Mittleramt Jesu gedeutet, und uns seine Erscheinung auf Erden blos als eine moralische Anstalt zur reinern Gotteserkenntniß unter den Menschen dargestellt wurde. Ich fühlte mich in jener Zeit auch nie eines Versöhners, oder eines Mittlers zwischen Gott und mir bedürftig; ich fühlte, daß ich Gott liebte; er war mir kein strafender, unerbittlicher Richter; ich empfand und dachte ihn mir nur als Vater; ich war eine Gottgläubige, aber keine Christin, da ich die Lehren von der Menschwerdung des Gottessohnes und von der Versöhnung mit Gott durch seinen Opfertod nur für eine, für die Kinderjahre des menschlichen Geschlechts bestimmte bildliche Einkleidung der reinen Vernunftreligion hielt. Die Lehre von der Dreieinigkeit kannte ich nur als Symbol, und obgleich Jahre lang von einem rechtschaffenen Prediger unterrichtet, hatte ich doch von den wichtigsten Wahrheiten unsrer Religion, von der

Gnadenwahl und der Wiedergeburt, nie reden hören. Renatus war mir daher als Christ eine ganz neue Erscheinung, und er machte einen tiefen Eindruck auf mich, daß er, einer der scharfsinnigsten Denker unsers Zeitalters, die dogmatischen Lehren unsers Glaubens, die ich von den Gebildeten und den Denkern lange als für Unmündige bestimmt gewesene Sinnbilder bei Seite gebracht glaubte, als das Erhabenste und Höchste pries, was der menschliche Geist im kühnsten Fluge seines Denkens zu erahnen vermöge. Du weißt, wie Renatus mich lieb gewann, und wie es ihm ein angelegentliches Geschäft wurde, mich von der Welt loszureißen und zum wahren, allein seligmachenden Glauben an Christus zu bekehren. Durch das Herz allein konnte nicht auf mich gewirkt werden; ich hatte dazu zu viel gelesen, war mit Allem, was unsre Philosophen und Neologen gegen den evangelischen Lehrbegriff geschrieben haben, zu bekannt, als daß dieser bei unserm Geschlecht in der Regel so leicht gebahnte Weg der meinige werden konnte. Renatus schlug auch mit mir einen ganz andern Weg ein; er ging mit mir die Religionsgeschichte aller Völker durch und bewies mir, daß sowohl bei den Chaldäern, Persern, Aegyptiern,

Indiern, als auch bei den alten nordischen Völkern, allen religiösen Ideen und Gebräuchen, so wie allen ihren Mysterien, die Idee eines Falls des Menschen zum Grunde liegt, durch den die Möglichkeit des Bösen in ihm Wirklichkeit gewann, und zugleich die Hoffnung auf eine Wiederherstellung desselben in seinen ursprünglichen Zustand. Aus dieser Uebereinstimmung aller Religionen und Traditionen ging mir der Glaube an eine unmittelbarere Offenbarung Gottes an die Menschen, als durch Natur, Vernunft und Gewissen auf, und ich konnte nun der Bibel und ihren Verheißungen nicht ihre göttliche Autorität abläugnen. Zugleich fand ich schon die graueste Vorwelt mit der Idee eines Mensch gewordenen Gottes vertraut, der, als Mensch geboren, alle Schmerzen der menschlichen Beschränktheit erleiden mußte, nicht als Läuterung für sich, sondern als Läuterung der menschlichen Natur. Bei den Indiern ist dies der Schiwa-Dionichi, bei den Persern Mithras, bei den Nordländern Baldur u. s. w. Alle Mysterien der alten Welt waren nur bildliche Darstellungen dieser geheimnißvollen Lehre, und in ihnen allen wurde Entsöhnung durch Blut verkündigt. Woher nun unter so verschiedenen Himmels

strichen und unter so verschiedener Verhüllung diese prophetische Uebereinstimmung mit den geheimnißvollen Lehren unserer Offenbarung, wenn sie nicht aus einer gemeinschaftlichen Urquelle kommen? Wenn Geschichte und Wissenschaft auf diese Weise den Glauben an die Göttlichkeit der Offenbarung begründen, so bestätigt ihn die moralische Natur des Menschen nicht minder, indem wir tief in unserm Innern, wenn wir nur die Seufzer unserer Sehnsucht zu deuten vermögen, das Bedürfniß eines Versöhners unserer Sünden fühlen. Wir treten keinesweges als Gesunde in dies Leben, sondern als Solche, die hier erst genesen und sich aus einem krankhaften Zustand zu einem reinern Sein wiederherstellen sollen. Aus eigener Macht vermag der Mensch dies nicht zu thun; Moral und Pflicht reichen hier nicht aus; die göttliche Kraft des Glaubens allein vermag dem Tode den Stachel, der Hölle den Sieg zu entreißen, und diese Kraft des Glaubens, diesen Geist der Wahrheit und des Lichtes, den Gott uns zum Beistand zu senden verheißen hat, können wir nur im Namen Jesu Christi erflehen und durch das göttliche Verdienst unsers Heilandes erhalten. Dies ist die unerschütterliche Grundwahrheit der

christlichen Religion, der Pfeiler, worauf Christus seine Kirche gebauet hat, und der Inbegriff seiner Lehre. Wer das nicht anerkennt, und der göttlichen Gerechtigkeit ohne das Verdienst Jesu genugthun zu können glaubt, mag immerhin ein rechtschaffener Heide sein, aber ein Christ ist er nicht. Da aber der Christ zugleich in jedem Sinne das höchste moralische Ideal ist, das sich nach dem Vorbilde Christi der menschliche Geist zu bilden vermag; so ist es strafwürdige, ja gottlose Verblendung, wenn wir, als Mitglieder der christlichen Gemeinde und auf den heiligen Namen Jesu getauft, irgend etwas Andres sind und bleiben wollen, als eben Christen. Freilich kann kein Mensch aus eigner Kraft seinem Willen das Gesetz geben, an Jesus Christus glauben zu wollen. Glaube und Liebe sind Himmelsblüthen, die dem menschlichen Gemüth aus einer geheimnißvollen Tiefe erblühen, zu der kein Blick des Forschers zu dringen und das Wie? und Warum? ihres Daseins zu ergründen vermag, da alles wahre Dasein unerforschlich und heilig ist, wie die Gottheit, der es entquillt. Allein der Mensch hat in seiner Seele, wenn er sich nur nicht durch den Genuß irdischer Freuden betäubt, eine unvergängliche Sehnsucht, die die

anziehende Kraft eines fernen Gegenstandes verbürgt; diese Sehnsucht wird Gebet, ja sie ist Gebet, und ein solches Gebet erweckt in uns die Kraft, die den Glauben erzeugt. Wir sind Alle fähig zur Gottesempfindung geboren; soll aber die Fähigkeit dazu sich in uns entwickeln, so müssen wir dem Sinnlichen absterben; dies ist das Samenkorn, welches vergehen muß, wenn die himmlische Pflanze emporkeimen und wachsen soll. In dem sündhaften Zustand, in dem wir geboren werden, können wir uns nicht mit der Gottheit so vereinigen, daß unser Wille und unser ganzes Wesen untergeht in dem göttlichen Willen und mit ihm Eins wird, wie der Tropfen mit dem Weltmeer. Wie aber der Mensch durch den Willen gefallen ist, so kann er sich auch durch den Willen wieder erheben, und hier ist es nun, wo Jesus mir seine Kraft leiht, wo sein Verdienst das meinige wird, und ich, im Glauben an ihn, schon hienieden wieder geboren werde zu einem neuen, geistigen Leben, das von keiner Sünde mehr weiß, sondern nur Leben des Friedens und der Gerechtigkeit ist. O Emma, was ist die Erde, was ist ihr herbster Schmerz, ihre härteste Verläugnung, wenn wir uns das Kleinod eines solchen, ganz in Gott ver-

senkten Lebens als das Ziel unsers Strebens denken! — Diese Wiedergeburt ist aber ein Phönix, der nur aus der Flammenläuterung des tiefsten Leids und einer bei Vielen fast bis zur Verzweiflung gehenden Verzagtheit geboren wird. Wie der Mensch durch sie plötzlich ein neuer Mensch zu werden vermag, wie neue, nie geahnte Kräfte in ihm erwachen, er dann nur in Gott und mit Gott lebt, und nichts, gar nichts zu wollen vermag, als was Gott will; wie nun aller Streit in ihm geschlichtet, alle Möglichkeit der Versuchung von ihm gebannt ist, und er hienieden schon unaussprechlich selig ist und unter allen irdischen Martern selig bleiben würde: das, meine Emma, vermag ich nicht auszusprechen, kaum zu ahnen, da ich noch weit, sehr weit von diesem Ziele bin; aber alle die Unsrigen, die des Heils der Wiedergeburt würdig erfunden sind, preisen das, was sie mit ihr und durch sie erlebt haben, in so einfältiglich erhabenen Worten, daß oft hohe, himmlische Vorgefühle dieser Seligkeit durch mein Herz ziehen, und mir dann ist, als hätte ich schon aus diesem Vorhof der Ewigkeit einen Blick in den Himmel geworfen.

Ja, Emma, ich kann eine Ahnung dieser

plötzlichen Umwandlung des ganzen Menschen und seiner Erhebung aus dem Erdenschmutze zu einem so himmlisch seligen Dasein haben, weil ich geliebt habe und noch liebe; denn wie es für die erhabensten, göttlichen Ideen ein irdisches Abbild gibt, und das ganze Universum nur ein sichtbar gewordener Gedanke Gottes ist: so müssen wir auch in der reinsten Liebe des Menschenherzens den Urtypus der Liebe des Allerhöchsten zu uns erkennen können. Wie viele Beispiele haben wir nicht, daß eine edle, wahre Liebe zu einem edeln Menschen wie neu gestaltend auf unser ganzes Sein einwirkt; wie sollte es uns also nicht faßlich und begreiflich werden, daß ein Mensch durch die Liebe zu Gott plötzlich umgewandelt, und von allem Irdischen, was er früher zu lieben wähnte, abgewendet, sich mit allen Kräften, Trieben und Neigungen seiner Seele, und seines Gemüths, ungetheilt zu Gott hinwendet? — Und nicht nur unsre Liebe zu ihm, sondern viel mehr noch die seine zu uns ist es ja, durch die wir wieder geboren werden, und wo die schwache, vergängliche Erdenliebe schon den Gesunkenen zu erheben vermag, da muß ja die ewige, an Gewalt und Kraft göttliche Liebe unsers Schöpfers

den Menschen auch zu etwas ungleich Höherm, als zur schwachen, gebrechlichen Menschentugend zu erheben vermögen.

Diese heiligen Ahnungen der Verklärung der göttlichen Liebe in der Menschenbrust sind es, vor denen meine ganze Seele in den Staub geworfen anbetet. Welche Stimme möchtest du, meine Emma, nun bei diesen innern Seelenzuständen der Vernunft einräumen? welches Heil von ihrer Prüfung, ihrer Einwirkung erwarten? — Das Göttliche und Heilige liegt ganz und unwiderleglich weit über den Kreis ihrer Erkenntnisse und Erfahrungen hinaus; sie selbst muß erst durch das Licht des Glaubens erhellt, durch seine Macht aus der Gewalt des bösen Princips gerissen werden, das sich ja im klügelnden Verstande zuerst dem Menschen offenbarte, um ihn zu unterjochen, wenn sie fähig werden soll, das Göttliche zu schauen. In der äußern Welt herrscht und gebietet die Vernunft, und je mehr der Mensch in dieser lebt, je ohnmächtiger wird der innere Mensch, und die edelsten Producte der Vernunft, Kunst und Wissenschaft, sind daher auch zu fürchten, weil man beinahe glauben muß, daß sie die Seele vor dem Göttlichen verschließen und nur in dem

Maße, als der Mensch allem diesem abstirbt, lebt er auf für die höhere Welt des Glaubens. Nicht aus irdischem Thun und Treiben, nein, nur aus einem still beschaulichen, ganz sich selbst behorchenden Leben, nur aus der Einkehr in sich selbst, die ein unaufhörliches Ringen nach andachtsvoller Erhebung und ununterbrochenes innerliches Gebet fordert, kann dem sündlichen Menschen das Heil der Wiedergeburt aufgehen.

Mir, meine Emma, hat sich Gott nur in der Liebe offenbaret, und ich vermag alles höhere Erkennen auch nur als höhere Liebe zu denken und zu fassen. Diese meine Liebe zu Gott weckt in mir die allerinnigste Sehnsucht, mein Gemüth zu einem reinen Tempel Gottes zu weihen, aber auf das Heil der Wiedergeburt darf ich vielleicht noch lange nicht hoffen, da die Trauer, die Verzagtheit, das die ganze Seele durchdringende Gefühl der sündlichen Nichtigkeit, aus dem sie hervorgeht, durchaus nicht in mir haften will. Ich hänge noch zu sehr am Irdischen, und die Empfindung, daß Gott mir deßhalb sein Angesicht verhüllt und mich der höhern geistlichen Gaben, in deren Besitze sich viele der Unsrigen fühlen, wegen dieser Befreundung mit der Erde, un-

würdig findet, durchdringt mich nie, als etwas Selbsterlebtes, Selbstempfundenes. In meiner Seele ist im Gegentheil oft dann, wenn ich, statt den Tag in frommer, stiller Beschaulichkeit hinzubringen, recht irdisch geschäftig gewesen bin, nicht aus Verläugnung, sondern mit Lust und Freude an solchem Thun, Abends, wenn ich dann vor Schlafengehn bete, eine solche Freudigkeit, eine solche Gewißheit und Zuversicht der Liebe Gottes, daß ich keineswegs glauben kann, sie sei das Werk und die Eingebung des Versuchers. Doch, Emma, es ist nicht der Mangel an eigner Erfahrung von dem, was wir als unumgängliche Bedingung der Gottseligkeit achten, was mich zuweilen irre macht; es ist etwas Anderes, was ich mir selbst kaum zu gestehen wage; allein Du, meine Freundin, sollst Alles wissen, Du sollst mich leiten und trösten. Irre ich und macht dieser Irrthum mich strafwürdig, so hoffe ich doch von Gott, um der Wahrheit meiner Liebe willen, Verzeihung.

Ich sagte Dir schon in meinem vorigen Briefe, daß wir, von dem Kreise meiner ehemaligen Bekannten abgesondert, nur mit den Mitgliedern unsrer kleinen Gemeinde zusammen kommen, die sich hier ohne bestimmte kirchliche Form gebildet hat und all-

mählig immer weiter ausbreitet. Der geistliche Vorsteher dieser Gemeinde ist der Doctor Keßler, ein Mann, der, nachdem er fast alle Stände des Lebens durchgegangen ist, sich jetzt ausschließlich dem Beruf, Irrgläubige zu bekehren, gewidmet hat. Er ist der vertrauteste Freund meines Mannes und fast täglicher Gast in unserm Hause. Emma, ich kann es Dir nicht stark genug sagen, wie mich eine innere Stimme vor ihm warnt, wie mich seine Nähe ängstigt, und ich in ihm ein meinem Glück und meinem Frieden feindliches Wesen ahne. Von all den Unsrigen wird er als ein Heiliger verehrt, und sie glauben Alle von ihm, daß er, als Wiedergeborner, durch die Kraft seines Glaubens Herr der Natur geworden ist, ihre geheimsten Kräfte kennt und bald das große Werk, die Hervorbringung des Steins der Weisen, vollendet haben wird. Ich weiß nicht, in wie fern der Mensch Herr über einen fremden Willen, Herr über die Natur und ihre organischen Kräfte zu werden vermag; aber das weiß ich so gewiß, als ich lebe, daß der, welcher von der Religion noch irgend etwas Anderes will, als geistliche Güter, daß der, welcher sie als Mittel zu einem irdischen Zweck betrachtet, gewiß nicht im Geist und in der Wahr-

heit Gott erkennt und auf seinem Wege wandelt. Gott will nur um seiner selbst willen geliebt sein, und das Streben nach einer solchen Herrschergewalt über die Natur, nach solchem geheimen Wissen im Namen Gottes, ist, nach meinem Gefühl, die schändlichste Abgötterei, deren sich der menschliche Geist schuldig zu machen vermag. Ich begreife es, wie mein Mann sich durch Keßler's Verheißungen angezogen fühlen kann; aber es betrübt mich unbeschreiblich, daß seine ehemals so reine, innige Frömmigkeit jetzt beinahe zu einer wissenschaftlichen Speculation wird und nicht mehr aus dem Herzen kommt und zu Herzen geht. Keßler hat versprochen, ihn in seine Geheimnisse einzuweihen, und Renatus wendet nun alle seine Zeit an die sich darauf beziehenden Studien und Vorbereitungen. Seine Handlung ist ganz der Führung des Buchhalters überlassen, der freilich auch zu unserer Gemeinde gehört, zu dem ich aber doch, trotz seines vielen Betens und seiner frommen Reden, kein Zutrauen fassen kann. Gewiß geht auch in den Geschäften meines Mannes nicht Alles, wie es sollte. Wüßte Renatus, daß mich dies ängstigt und daß ich mich um die Zukunft kümmere, so würde er schmälen, daß ich dem

Irdischen so anhinge, bange und besorgt an des Leibes Nahrung und Nothdurft zu denken; aber ich werde Mutter werden, und welche Pflicht hat Gott näher an das Herz des Menschen gelegt, als die der Eltern gegen das Kind? Träfe uns der Verlust unsers Vermögens ohne unsre Schuld, so würde ich ihn als eine Fügung Gottes mit klagloser, ja, ich wage es zu hoffen, selbst mit heitrer Ergebung tragen; doch als eine Folge von Nachlässigkeit und Unordnung ist er ja Strafe und nicht Zucht. Und dann — darf ich es Dir gestehen? — Keßler gefällt mir nicht in seinem Betragen gegen mich und in seiner Einwirkung auf unser eheliches Verhältniß. Wäre er der Heilige, der wahrhaft Fromme, der Auserwählte Gottes, für den er sich ausgeben will, so müßte seine Bruderliebe zu mir sich anders zeigen. Ich kann Dir darüber gerade keine bestimmte Thatsache anführen; allein Du kennst das sichre, untrügliche Gefühl, das uns in solchen Fällen warnt.

Hierin, meine Emma, liegt denn auch der Grund meines tief verborgenen, geheimen Wehes und die Quelle aller meiner Zweifel. Von denen, die sich selbst für die Heiligen dieser Welt halten, und sich

einer innigern Gemeinschaft mit Gott in Christus und einer lebendigern Erkenntniß rühmen, als andre Menschen, müßte doch wohl auch vor Allem der Ausspruch gelten: „an ihren Früchten sollt ihr sie erkennen." Diese Frommen sollten sich doch nun auch als die Vorzüglichern erweisen, kräftiger zu allem Guten, demüthiger vor Gott und Menschen, berufstreuer, milder, wahrhaftiger, ein Vorbild alles Schönen und Edeln — und ach, Emma, wenn ich um mich blicke, wie wenig Erfreuliches sehe ich in dieser Hinsicht im Kreise unsrer Gemeinde! — Nicht als ob es nicht in ihr neben einigen, die dies nur scheinen wollen, auch viele gute, wahrhaft edle und fromme Menschen gäbe; allein selbst bei diesen ist unter ihren demüthigen Worten ein geistlicher Hochmuth verborgen, der mir mit der Liebe unvereinbar erscheint, und das rein menschliche Wohlwollen zu den Menschen nur als Menschen fehlt ihnen Allen. Sie sind gegen Alle, die nicht zu uns gehören, schroff und unzugänglich — ach! oft bis zur Lieblosigkeit, und sie rechnen es sich sogar zum Verdienst an, daß sie es sind. Gegen offenbare, große Sünder, gegen Verbrecher selbst sind sie barmherzig, sie anerkennend als Brüder und Miterlösete; wehe

aber Jedem, der Anspruch macht auf eine andere Weise, als nun gerade die unsrige, gut und tugendhaft sein zu wollen! — Dies betrübt mich oft, und doch haben sie auch wieder Recht, wenn es anders nur Eine Wahrheit, nur Einen Weg zur Seligkeit gibt, nämlich den Glauben an Jesus Christus, als den Sohn Gottes. — Die Geringschätzung aller Kunst und Wissenschaft, und der vortrefflichsten Männer, z. B. Herder, Jakobi, Fichte u. a. m., die nun freilich in unserm Sinn keine Christen waren und sind, verwirrt mich auch noch oft. Auf der einen Seite fühle ich tief in mir die Verdienstlichkeit und die Wahrhaftigkeit unsers Strebens, so wie die Richtigkeit unsrer religiösen Ueberzeugungen, und auf der andern fühle ich mich wieder dadurch mit Allem entzweiet, was ich sonst liebte und achtete, und von dem ich bestimmt weiß, daß es doch auch in einer wahren Liebe zu dem Sittlichschönen sein Leben hat. Kannst Du, liebes, seelenvolles Wesen, mir irgend einen Ausweg aus diesem Labyrinth eröffnen, so thue es. Noch ward ja nie in einem unsrer Herzen eine Saite angeschlagen, die nicht in dem Herzen der Andern mittönte.

Ich habe Dir so viel von mir gesagt, daß mir

zur Beantwortung der zweiten mich so lebhaft interessirenden Hälfte Deines Briefes wenig Zeit bleibt, und doch habe ich bei Lesung derselben so viel gewünscht, gedacht und empfunden, daß ich Bogen damit anfüllen könnte. Eine sehr liebliche Ahnung ist in mein Herz gekommen. Möge die Zukunft sie für Dich, die Du des edelsten Glückes würdig bist, erfüllen! Ich wünsche dies um so mehr, da ich Steinfels als einen Jugendfreund meines Gatten kenne und ihn allgemein als einen der vortrefflichsten jungen Männer rühmen höre. Er bringt gewöhnlich den Winter hier in unserer Stadt zu, was Du vielleicht noch nicht weißt, und ich sehe ihm im nächsten Herbste erwartungsvoll entgegen, um mir viel von Dir erzählen zu lassen.

Schreibe mir nur bald wieder, ich sehne mich unbeschreiblich nach Kunde von Dir, und Deine Muße vergönnt es Dir ja wohl, den Wunsch der fernen Freundin bald zu erfüllen. Der Engel des Friedens und der stillen Herzensfreude sei mit Dir, Du Geliebte.

Fünfter Brief.

Emma an Adelheid.

Ich habe Deinen Brief, meine Adelheid, mit einem sonderbaren Gefühl gelesen. Bis jetzt ist mir nie ein Zweifel gekommen, daß ich eine Christin sei, und mich so nennen dürfe; allein wenn die selbsterlebten Wirkungen, selbstgemachten Erfahrungen der höchst geheimnißvollen Gnadenwirkungen, von denen Du redest, wirklich und wahrhaftig der Geist des einzig wahren Christenthums sind: dann freilich bin ich keine Christin; denn mein bisheriges Leben ist in seiner Unschuld so kindlich einfach gewesen, daß es wirklich ein Wunder wäre, wenn ich mich so außerordentlicher Wirkungen je hätte bedürftig fühlen sollen. Mich dünkt, nur ein Verbrechen könne meiner Seele die freudige Gewißheit von Gottes Liebe, und meine kindliche, meine felsenfeste, unerschütterliche Zuversicht zu dieser rauben, und davor behüte mich der All-Erbarmer!

Liebste Adelheid! was soll ich, das junge, unerfahrne Mädchen, Dir auf manchen Punkt Deines

Briefes antworten? Dir sind Quellen der Erkenntniß aufgethan, aus denen ich mich nie versucht gefühlt habe, schöpfen zu wollen; ich würde also ganz schweigen, wenn ich nicht auf den Ausspruch Jesu vertraute, daß der Vater es nicht den Klugen dieser Welt, sondern den Kindern und Einfältigen offenbart habe; ich kann Dir nur sagen, wie ich Gott empfinde, wie er sich mir offenbart, und ich gestehe es, ich würde mit keinem Andern, als nur mit Dir, darüber reden können — aus ehrfurchtsvoller Scheu, das innerste, heiligste Gefühl meines Herzens, den Urgrund meines Daseins, die Seele meiner Seele in Worte kleiden zu müssen.

Wenn ich mich selbst darüber befrage, so dünkt mich, mir ist nie Etwas von Gott gelehrt worden. Ich lebe, ich denke, ich empfinde; und eben das Leben, Denken und Empfinden ist mein Gefühl von Gottes Dasein. Das Kind weiß ja auch nicht, warum es die Mutter liebt. Diese Liebe ist der Zug seines Daseins, sein Dasein selbst; und so liebe ich Gott. Nicht aus Dankbarkeit, nicht aus Ahnung seiner göttlichen Erhabenheit — alle diese aus Begriffen und Reflex'on entstandenen Regungen sind später entstanden, und die Liebe zu Gott war

n mir, ehe ich ihrer fähig wurde. Sie war der innere Kern meines Lebens, aus dessen verborgener Kraft sich das geistige Erkenntnißvermögen entwickelte. Gott schuf mich; er ist die Wahrheit, ist die Liebe, alle seine Erschaffnen können also nur in sofern Dasein haben, als sie der Liebe und der Erkenntniß fähig sind. In meinem Herzen offenbarte sich mir mein Gott, und das so ganz als Vater, so ganz als überschwengliche Fülle der Liebe, daß mein ganzes Empfinden Seligkeit — und die unaussprechlichste, sich ihm ganz hingebende Liebe ist, wenn ich ihn denke. Diese Offenbarung ist mir die heiligste, wie sie die unmittelbarste ist, die ich von ihm habe; ich kann ihn nur in sofern, und in seiner Unbegreiflichkeit nur in so weit begreifen, als er sich mir selbst offenbart. Daß ich also in mir durchaus kein Bedürfniß finde, von ihm zu erkennen, was meine Seele mir in den heiligsten Momenten meines Lebens nicht als Ahnung verkündet, kann keine Wahrheit sein, die erkennen zu müssen, für den Zweck meines Lebens nothwendig wäre; und nie, meine Adelheid, nie habe ich einen Augenblick erlebt, in dem ich mich der Versöhnung zwischen Gott, dem All-Erhabnen, und mir, seiner armen Creatur, eines Mittlers zwischen dem, der die Liebe

selbst ist, und seinem strauchelnden Kinde bedürftig gefühlt hätte; wo sollte ich auf Erden das Abbild von der Liebe meines Gottes suchen, wenn ich es nicht in dem Herzen meiner Mutter gefunden hätte; und welche Mutter könnte den Gedanken an einen Vermittler zwischen sich und ihrem Kinde denken; und was ist Mutterliebe, was ist Muttersorge, Muttertreue gegen Gottes Liebe, Gottes Treue? —

Wenn ich an Gott glaube, so muß ich auch an einen sittlichen Zweck alles Menschendaseins, an eine Erziehung und Veredlung des Menschengeschlechts durch das Erdenleben glauben. Dieser Zweck und die hohe Bedeutung der moralischen Freiheit liegt dem gebildeten Menschen jetzt in klarer Vernunfterkenntniß vor Augen; allein das Menschengeschlecht hatte auch einst seine Kinderjahre, und Gott gab ihm daher eine Offenbarung als Mittel zu seiner Erkenntniß, wie wir jetzt dem Kinde noch eine Fibel geben, damit es lesen lerne. Ich erkenne und ehre die Bibel als eine göttliche Offenbarung, allein ich glaube, daß sie zum Theil nur für jene Kinderzeit des menschlichen Geschlechts berechnet ist, wo die einfachsten Vernunftwahrheiten noch für den kindischen Verstand einer solchen göttlichen Autorität

bedurften; die Lehren von der Einheit Gottes und von der Unsterblichkeit können uns hier zum Beispiel dienen. Jahrtausende sind vergangen, in denen diese erhabenen Lehren nur als göttliche Ahnungen in der Seele sich regten, wie sich der Keim regt, wenn Frühling und Sonne, und die innere durch beide geweckte Kraft ihn sprengen wollen, damit er Stamm und Blätter, Blüthe und Frucht treibe. Welcher denkende Mensch bedarf aber jetzt noch der Autorität der Bibel, um sich von diesen Wahrheiten zu überzeugen? Bibel und Vernunft sind Offenbarungen eines und desselben Gottes, und müssen darum in der genauesten Beziehung und Uebereinstimmung mit einander stehen. Die Bibel erzog die Vernunft des Menschen, indem sie ihr zum Lehrbuch diente; da aber ihre Bestimmung war, die Vernunft zu erleuchten, so muß sie diesen Zweck erreicht haben, eben weil sie von Gott stammt und daher ihre Bestimmung nicht verfehlen kann, wie etwas menschlich Gewolltes. Auf wie viele Jahrtausende, für wie viele Stufen unserer Erkenntniß sie uns ein solches Lehrbuch bleiben soll, das weiß ich nicht. Es ist möglich, daß eine Zeit kommt, wo das, was uns jetzt unerforschliches Geheimniß zu sein dünkt, dem Geiste des

Menschen eben so klar und faßlich sein wird, wie die Lehren von der Unsterblichkeit und der Vergeltung in jenem Leben es jetzt schon dem bloßen Vernunftgläubigen sind. Ja, wenn die Bibel wirklich solche geheimnißvolle Lehren und Aufschlüsse enthält, so müssen diese der Vernunft einst eben so begreiflich werden, da es ein schlechter Unterricht sein würde, wenn der A B C = Schüler alle Schuljahre durch nur beim Buchstabiren bliebe, und nicht lesen lernte. Es ist auch möglich, daß es Menschen gibt, die fertiger buchstabiren können als andere, aber ich bescheide mich, keine Geheimnisse begreifen zu wollen, von denen ich fühle, daß meine Vernunft ihrer Erkenntniß jetzt noch nicht gewachsen ist, Gott kennt mich; ich weiß, daß mein ganzes Dasein nur in sofern Dasein ist, als meine Fähigkeit, ihn zu erkennen, in und durch dasselbe geübt und entwickelt wird. Findet er mich für eine höhere Stufe der Erkenntniß reif, so versetzt er mich gewiß auf dieselbe; aber voreilen kann und darf ich ihm nicht wollen.

Christus ist mir wahrhaft ein göttlicher Gesandter, ja, als der vollkommenste Mensch, als das erhabenste, je auf Erden sichtbar gewordene Bild

einer göttlichen Idee, Gottes Sohn, wie von Allen, die da Kinder Gottes sind, es nie einer war. Seine Lehre war die einer Gerechtigkeit und Liebe, wie sie bis dahin noch kein Volk als Religions- und Sittenvorschrift anerkannt hatte. Er ist mir heilig, als ein von Gott selbst erwählter und gesandter Erzieher des Menschengeschlechts, aber Gott bleibt mir Gott und Vater, und neben ihm kann ich keinen Andern als Gott lieben. Es geht mir mit diesen dogmatischen Glaubensgeheimnissen wie mit den Speculationen der Metaphysik; und so wenig ich je darauf ausgehen werde, ein philosophisches System zu studiren, so wenig werde ich mich auch je in die Grübeleien dieses Glaubens-Labyrinths vertiefen. Ich lasse das Alles auf sich beruhen. Bedürfte ich der Erkenntniß dieser geheimnißvollen Lehren wahrhaft und nothwendig zu meiner Seligkeit, so hätte mir Gott gewiß den Sinn dafür gegeben, der mir jetzt fehlt. Ich glaube, daß Gott uns durch Christus mehr von sich offenbart hat, als die menschliche Vernunft aus sich selbst zu erkennen vermochte; allein, was ehemals nur Eigenthum der Auserwählten war, ist jetzt ein Eigenthum der denkenden Menschen aller Länder geworden, da unsere Vernunft die innere moralische

Welt so zu erkennen vermag, daß sich aus dieser Erkenntniß die Verpflichtung und die Fähigkeit, die Tugend nur um ihrer selbst willen zu lieben und zu üben, entwickelt. Wie der Mensch durch den reinen, natürlichen Menschenverstand schon auf jede wichtige, für das Leben (praktisch) brauchbare Wahrheit geleitet wird, die die Philosophie methodisch entdeckt und begründet; so hat Gott auch eine Fähigkeit zur Gotteserkenntniß in uns gelegt, die ohne alles Kirchenthum uns in unserm Herzen jede zu unserer Seligkeit erforderliche Wahrheit der Religion offenbarte, und dieser Offenbarung vertraue ich unbedingt. Ich glaube mir und meinem mir von Gott gegebenen Wahrheitssinn mehr als allen Menschensatzungen, und kann daher nur das Selbsterlebte und Selbsterfahrne anerkennen. Jede Belehrung, die mir von andern Menschen kommt, jede Deutung der Bibel, die in dieser oder jener Gemeinde angenommen wird, ist entweder W i s s e n oder M e i n u n g; allein das Gefühl des Heiligen liegt weit über der Sphäre von Meinung und Wissen erhaben; Gott allein ist die Quelle desselben, und Heil und Seligkeit kann mir nur die Ueberzeugung geben, die mir ohne alle äußere Vermittlung von ihm selbst kommt.

Es kann daher nach meiner Ansicht auch keine feindliche Polarität zwischen dem innern und äußern Leben Statt finden, sondern beide stehen in inniger Beziehung auf einander, und so wie ich für mein inneres Leben mit Klarheit und Sicherheit gewinne, so lösen sich mir auch alle Räthsel des äußern. Liebe ich Gott über Alles, habe ich keinen innigern, keinen ernstlichern Wunsch, als ihm zu gefallen; so habe ich auf alle Räthselfragen des Daseins eine beruhigende Antwort und für jede meiner Klagen Trost. Dies ist überhaupt die Stelle Deines Briefes, die ich am wenigsten verstehe. Nur in einsamer Abgezogenheit von der äußern Welt glaubst Du für das Heil Deiner Seele sorgen zu können? Einer solchen Zurückziehung vom Erdenleben, einer solchen Entsagung auf Handeln, auf lebendige Thätigkeit und Fleiß kann nur ein Mißverstand zum Grunde liegen, wenn Ihr sie Euch als ein Gebot des religiösen Ernstes und der geistigen Würdigung irdischer Angelegenheiten zur Pflicht macht. Unser zeitliches Leben soll ein tüchtiges, selbstständiges Leben sein. Gott wies einem jeden Menschen durch seine Verhältnisse einen Beruf an; dieser Beruf ist das uns anvertraute Pfand, mit dem wir

wuchern sollen, und eben die Berufstreue ist es ja, der in jenem herrlichen Evangelium so reicher Lohn verheißen ist. Wir sind Gottes Kinder und nicht seine Züchtlinge. Er hat alles Nützliche mit Schönheit geschmückt; er gab mir Sinn für Kunst und Wissenschaft, er bildete mein Herz so, daß es alle Menschen mit freundlichem Wohlwollen umfaßt; er schuf meine Seele so, daß heiterer Friede, stille sanfte Freude ihr natürliches Lebenselement sind, und ich sollte nun alle diese herrlichen Gaben seiner Liebe ungenossen von mir weisen? sein eigenes Werk in mir verstümmeln? — Nein, Adelheid, so soll es gewiß nicht sein. Das irdische Leben soll sicherlich schon an und für sich wahrhaftiges Leben sein; wir sollen uns seiner erfreuen und seine Annehmlichkeiten dankbar genießen, es froh anerkennen, daß wir, die Kinder im Vaterhause, gewürdigt warden, all' unsern Besitz, all' unsere Freude, all' unser Wollen und Streben durch Liebe heiligen, und so das Kleinste mit dem Erhabensten verbinden zu können. O glaube mir, ein schuldlos frohes Herz ist gewiß ein Altar Gottes! — Die ganze Natur ist ja nur Sinnbild seines Wesens; in ihr begegnet uns das Licht als das vollkommenste Bild des göttlichen Wir-

kens, und was ist heiterer, was freudiger und belebender, als das Element des Lichts? Auch können wir ja nur durch unser Handeln für das Zeitliche und in ihm, das Unvergängliche in uns für ein höheres Sein bilden und erziehen.

Liebe Adelheid, ich war sehr traurig, als ich mich zu diesem Briefe niedersetzte, weil mir das Gefühl wehe that, daß Ihr in Eurem Sinn uns Gottgläubige ausstoßt aus der Gemeinschaft der Christen; aber nun bin ich wieder so voll heiterer Zuversicht unter dem Schreiben geworden. Reinigung meines Herzens, Veredlung und Beherrschung aller Triebe meiner Seele, Wachsthum an Liebe zu Gott und Menschen, das ist mir die Aufgabe, die ich hienieden zu erfüllen habe. Von meinem Gewissen erhalte ich sie und durch mein Gewissen offenbart sich mir Gott, und je stiller, reiner und geläuterter ich mich in meinem Innern sammle und ausbilde, desto vernehmlicher und verständlicher wird mir auch die Stimme Gottes in meinem Innern. Mein Geist ist aus ihm geboren, mein Herz von ihm bereitet und das kleine Fünkchen meiner Liebe nur ein schwacher Abglanz der Unendlichkeit seiner Liebe, mit der er das Universum trägt und hält,

und in ihm auch das einzelne beseelte Würmchen aus Staub, das wir Mensch nennen. Ich bin mir keines Daseins bewußt, als nur in seinem Dasein, keiner Liebe, als nur in seiner Liebe.

Meine Adelheid, ich vermag nicht mehr zu schreiben; das Wort versagt sich der tief bewegten Seele; aber sollte sich je eine Meinung trennend zwischen Herzen stellen dürfen, die in der allerinnigsten, kindlichen Liebe zu Gott Eins sind?

Schreibe mir bald wieder. Nie hat sich meine Seele mehr nach Dir gesehnt, als jetzt.

Ewig und unveränderlich

Deine

Emma.

Das Ideal.

Julius an Ferdinand.

Mein letzter Brief, klagst Du, sei Dir unverständlich, und unbegreiflich die Leidenschaft, mit der ich mich nach Deutschland zurücksehne; lieber Ferdinand, sie ist mir selbst ein Räthsel, aber ein heiliges, an dessen Lösung das ganze Glück meines Lebens gebunden ist. Ich habe in den letztverflossenen Monaten manches neue Blatt in der Geschichte meines Herzens durchblättert und es ist mir klar geworden, was ich vom Leben fordern, was ich von ihm erwarten muß, um mit mir selbst einig zu werden. Von deutschen Eltern in Moskau geboren und erzogen, kam ich mir, vom Wirbel des Gewühls dieser Riesenstadt früh ergriffen, immer nur wie ein an den Flügeln gelähmter, am Boden hinflatternder Vogel vor, den es verdrießt, mit dem

Wurme zu schleichen, während ihm doch die Kraft gegeben ist, sich in die Lüfte zu erheben. In meinem zwanzigsten Jahre sandte mich mein Vater nach Deutschland. O nie kann, nie werde ich diese mit Dir in Jena verlebten Jahre vergessen! Wie sehne ich mich noch oft in diese frische, kräftige Jugendlust, in diese schön begeisternden Jugendträume zurück und kann bis zur Wehmuth weich werden vor ihrer Erinnerung! Aber auch in jenem Zeitpunkte wurde mir kein Zweck des Lebens klar, den ich als Beruf hätte festhalten mögen, auch in jenen Stunden lag die befriedigende Fülle des Daseins, die ich als einen festen Halt für Herz und Geist, für Sehnsucht und Thätigkeit zu finden begehrte. Ich fühlte mich durch den Unwerth der Menschen, durch den Widerspruch der bürgerlichen Verhältnisse mit meinen Idealen, und durch die Nichtigkeit und Vergänglichkeit der Lebensfreuden in meinen zartesten Empfindungen verletzt, den frischen Jugendschlag meiner Herzenskraft gehemmt, und Einsamkeit und der Friede stiller Natureinfalt schienen mir damals allein Glück gewähren und sichern zu können. Ich kam in das Vaterhaus zurück; unzufrieden mit mir selbst, unzufrieden mit Allem, was mich umgab,

mußte ich dem klaren, ruhigen Weltverstande meines Vaters mißfallen; er sandte mich mit einer ihm gehörenden Handelskaravane nach Odessa und auf dieser Reise durch die Steppen Asiens lernte ich nun den Menschen in jenem Naturzustande kennen, wo ihn keine Sorge belebt, als die, sich die nothwendigsten Lebensbedürfnisse zu verschaffen, und wo in seiner Seele keiner jener Wünsche wohnt, die in der unsrigen die Welt unserer Ideen mit einem Strahle des ewigen, geistigen Lichtes erhellen und uns zum Bürger des Geisterreichs, zum Beherrscher der Welt sichtbarer Naturerscheinungen machen. Ich schauderte vor dem Gedanken, in diesen Steppen geboren und nie aus diesem Sitz der Unwissenheit weggekommen zu sein, nie ein Bedürfniß kennen gelernt zu haben, das über die Befriedigung des körperlichen Wohlseins hinausreicht und von der Welt nichts gesehen zu haben, als das, was man in diesen Steppen davon sieht; mein Geist, mein Herz, die ganze unermeßliche Welt der Ideen und Ahnungen, der Wünsche und Hoffnungen, der Schmerzen und Freuden, die ich in mir trage, würde dann ein unbeschriebenes Blatt geblieben sein. Aber wo wohnt denn die Glückseligkeit, nach der mein Herz

sich sehnt? Wenn ich sie nicht im Schooße gedankenloser Einfalt zu finden vermag, werde ich sie denn als eine Frucht der Bildung und des geistig verfeinerten Lebensgenusses kennen lernen? So fragte ich mich selbst. Ist es Fluch oder Wohlthat, daß bei Völkern, wie bei Individuen, der Fortschritt der Cultur die Bedürfnisse so vervielfacht hat, daß wir mit dem Glück harmloser Einfalt nicht mehr für unsere Wünsche auszureichen vermögen? F l u ch? wie könnte denn die Bildung der Staaten in der Menschheit als Naturbestimmung begründet erscheinen! und W o h l t h a t? — o mein Freund, um das zu sein, müßten nicht Laster und Gebrechen so tief und unvertilgbar im Boden der Cultur, als eigenthümliche Erzeugnisse desselben, wurzeln und üppig empor schießen! — Die Thorheiten und Laster der Menschen hatten mich gequält, so lange sie mir vor Augen waren, jetzt erst in der Einsamkeit lernte ich erkennen, welche Quellen von Tugend und Weisheit sie sind, und daß, wie in der physischen Welt aus Verwesung neues Leben hervorkeimt, die sittliche Kraft in ihrer stolzesten und erhabensten Blüthe, gleichfalls nur aus der Nacht des Verderbens aufgeht. Doch je länger meine Reise dauerte, je mehr

verlor sich in mir der Hang zu diesen Grübeleien; ich fing an, weniger zu denken und mehr zu empfinden. Ich weiß nicht, ob ein volles oder ein einsames Herz für den Zauber der Natur am empfänglichsten ist, aber ich fühlte, daß es das Erwachen neuer, tiefer, bis jetzt in mir stumm gebliebener Empfindungen war, welches im Fortgange meiner Wanderung diese so reich für die Träume meiner Phantasie, für die Ahnungen meines Herzens machte. Du hast mich oft vor der tiefen Fühlbarkeit meiner Seele gewarnt, die bei mir nicht blos jugendliche Lebhaftigkeit der Empfindung, nicht blos ein vergängliches Colorit des Daseins, sondern das heiligste meines innersten Wesens selbst sei, und ich lernte nun begreifen, daß Du Recht hattest, wenn Du mir oft verkündetest, mein Schicksal werde sich an das Erwachen der Liebe in meinem Herzen knüpfen. Gewiß, um mich je glücklich zu fühlen, muß ich mit aller Kraft des Herzens in mir lieben, und, wenn es sein muß, leiden. Eine unendliche Sehnsucht durchbebte plötzlich meine Seele; mir war, als schwebe die verhüllte Geliebte auf jedem Strahle des Mondes, auf jedem Silberblicke der Sterne mir entgegen; ich fühlte, ich empfand ihre Geisternähe

oft so innig, so lebendig, und in diesen Ahnungen der Liebe löseten sich mir die bisherigen Räthsel meines Daseins. Ihr, der im Voraus Geliebten, der in mir Lebenden, brauchte ich nur zu begegnen, um sie zu erkennen: mit dem ersten Blicke Seele in Seele, Auge in Auge getaucht, dahin gegeben im Wechseltausch Herz und Leben und es gab dann für mich keinen Wandel des Geschickes mehr, das unwiderrufliche Urtheil über Glück und Dasein war dann gesprochen. Ich fühlte aber auch, daß ich diese Geliebte nicht unter den ungebildeten Töchtern der Natur und der Einfalt suchen durfte, nur im Kreise gebildeter Frauen, nur im feinern, vergeistigten Leben derselben entfaltet sich jene Zartheit der Gefühle, ohne die ich mir mein Ideal von Frauenreiz und Liebeszauber nicht verwirklicht denken kann und nur an der Seite einer hochgebildeten, talentvollen Frau kann das Leben den süßen frischen Reiz behalten, den ihm in der Jugend die Neuheit der Erscheinungen leiht, und den in spätern Jahren nur die Poesie der Einbildungskraft festzuhalten vermag. Bei bloßer Herzensgüte und einfältiger Unschuld, bei geistlosem häuslichem Glücke und hausväterlicher Thätigkeit wird das Leben grau und die Seele matt.

Wie die Zeit in unserem Körper die feineren, leichteren Elemente des jugendlichen Aufblühens allmählig durch Eisen und Erde verdrängt, so bringt auch das Alter in das geistige Leben eine dumpfe Schwerfälligkeit, die nur durch die höchste Freiheit und Liebe besiegt werden kann, und beide können in uns nur durch Geistesbildung entfaltet werden. Je mehr der Mensch denkt, desto mehr verfeinern sich auch seine Gefühle und der sinnliche Trieb in ihm zur sittlich schönen Empfindung. Was ist die Liebe des rohen Naturkindes? Und zu welchem Götterglücke veredelt sie sich nicht in der Seele des gebildeten Menschen?

In Odessa traf ich Meiners, der sich dort angesiedelt und sich aus Deutschland eine wackere, hübsche Frau mitgebracht hatte. Es that mir so wohl, mit ihm von vergangenen Zeiten schwatzen zu können und in seiner Haushaltung und Lebensweise deutsche Sitte, deutsche Art wiederzufinden, daß ich alle meine Mußestunden bei ihm zubrachte. Er und seine Frau hatten sich aus Liebe geheirathet, sie fühlten sich so glücklich, sie werden es nach ihrer Weise und nach ihrem Sinne wahrscheinlich auch bleiben, und doch, Ferdinand, könnte mich ein ähnliches Verhältniß, ein gleiches Glück nie befriedigen. Amalie,

Meiners Gattin, ist munter, verständig, fleißig, ordentlich, sie hat ein gutes, treues, deutsches Herz, aber ihr fehlt jene Tiefe des Gefühls, die ich das Talent der Empfindung, das Genie des Herzens nennen möchte. Wem der Himmel eine Gattin zuführt wie sie, der darf sich über sein Schicksal nie beklagen, allein ich würde, mit ihr verbunden, das Leben verlassen, ohne je einen Augenblick, nach dem ganzen Umfange meiner Fähigkeit, Glück zu empfinden, glücklich gewesen zu sein!

Und doch war Meiners Gattin vom Schicksal bestimmt, mir den Traum meiner Sehnsucht zu deuten und mir die blühende Braut meines Herzens in allem Glanz ihrer Geisteshoheit zuzuführen. Als ich am letzten Tage meines Aufenthaltes in Odessa bei ihr war und über die langweilige Einförmigkeit des Rückweges nach Moskau klagte, holte sie mir aus ihrer Büchersammlung einige neuere deutsche Dichterwerke und bat mich, sie, zum Andenken an sie, als ein Hülfsmittel gegen die Langeweile mitzunehmen. Unter diesen Büchern war auch ein Roman aus der Feder Sidoniens, dieser so gefeierten und berühmten deutschen Dichterin. Du weißt um die entschiedene Vorliebe, die ich von jeher

für die Erzeugnisse weiblicher Schriftstellerei gehabt habe; allein wie werde ich Dir die Wahrheit und Schönheit begreiflich machen können, mit der aus Sidoniens Dichtungen ihr eigenes Bild vor mir aufstieg? Mit all der Gewißheit, die nur immer das Bewußtsein des eigenen Daseins in der Menschenbrust geben kann, empfand ich es, Sidonie hatte, wahrscheinlich ohne es gewollt zu haben, in der Heldin des Romans, in der edelstolzen, hochbegeisterten, glühend liebenden, schwärmerischen, kühnen Diona sich selbst gezeichnet. Alle Züge meines Ideals fand ich in ihr wieder und jeder Tag meiner einsamen Wanderung befreundete mich inniger mit dem herrlichen Wesen. All mein Denken wurde zum Gespräche mit ihr und bald wurde sie ausschließlich mein Gedanke bei Tage, mein Traum in der Nacht. Ich kenne sie, wie ich mich selbst kenne, die geheime Geschichte ihres Herzens, ihre verschwiegene Klage, ihre milde Trauer, ihre unendliche Liebe, der erhabene Aufschwung ihrer Seele zu Gott, ihre stolze Erhebung über das kleine Erdenleben, ich habe das Alles mit ihr empfunden, mit ihr erlebt; nicht nur ihr Bild, nicht nur die heiße Liebe zu ihr, nein, sie selbst, ihr eigenstes wahres Sein ruht tief in meinem

Herzen und ist ein Theil meines eigenen Selbsts geworden. Ueber Länder und Meere, durch die Unsichtbarkeit hin, fand und erkannte ich die Seele für mich geschaffen und daß kein leeres Spiel der Phantasie mich täuscht, verbürgt mir die Aehnlichkeit, die in Sidoniens Werke Diona's Geliebter mit mir hat. Wenn Du das Buch noch nicht gelesen hast, so nimm es gleich zur Hand, und Du wirst erstaunen, wie ich oft, in tiefer Rührung über diese Sympathie des Erkennens und der Sehnsucht zwischen ihr und mir, erstaunt bin. Es ist keinem Zweifel unterworfen, daß Sidonie in diesem Manfred das stille Ideal ihrer Liebe und ihrer Träume gezeichnet hat, und ist es nicht unverkennbar der Wink des Verhängnisses, das uns für einander bestimmte, daß dieses Gebilde ihrer Ahnungen mir nicht blos in den äußern Zügen, sondern auch in den tiefern Regungen des Gemüths, in den innersten Eigenthümlichkeiten des Sinnes und des Charakters gleicht, und das eben so, wie mir im fernen Welttheil aus dem Zauberspiegel dieser Dichtung das Bild der Geliebten aufging und den himmlischen Funken jener unvergänglichen Liebe in mein Herz senkte, der das ganze Dasein beseelt? O mein Freund,

nur ihr allein werde ich es einst aussprechen können, wie vom ersten Augenblick an, wo sie als Diona mich mit diesen stillen dunkeln Augen so innig anblickte, ich sie geliebt habe! wie mein ganzes Wesen, von diesem Blicke durchglüht, sich umwandelte und aller Zwiespalt meines Innern in Einer Sehnsucht, in Einem Wunsche, in Einer Hoffnung sich auflöste!

Mein Vorsatz war, gleich bei meiner Nachhausekunft meinen Vater um die Vergünstigung einer Reise nach Deutschland zu bitten, wo Sidonie, jung und unvermählt, am Hofe der Herzogin von D. als ihre Vorleserin lebt. Er wünscht so sehnlich mich verheirathet zu sehen; er hat mich so oft heiter scherzend gescholten, daß ich während meines Aufenthaltes in Deutschland nicht darauf gedacht habe, ihm eine hübsche Schwiegertochter zuzuführen, daß ich seiner Einwilligung gewiß sein konnte, wenn ich ihn den Zweck meiner Reise ahnen ließ, und so war es auch. Nur bat er mich, vorher nach Norwegen zu gehen, um mit einem der ersten Handlungshäuser in Drontheim eine Angelegenheit zu berichtigen und einen Vertrag abzuschließen, der für unser Haus sehr wichtig ist, und der durch münd-

liche Unterhandlungen erleichtert und durch sie allein schnell abgeschlossen werden konnte. Wie hätte ich ihm die Gewährung dieses Wunsches in dem Augenblicke versagen können, wo er mir so liebevoll gewährte, was ich bat? Freilich komme ich nun um einige Monate später zu Dir, und dieser Zeitraum dehnt sich meiner Sehnsucht zu Jahren aus; allein ohne dies Sehnsuchtsfieber würde mir die Gelegenheit willkommen sein, ein Land kennen zu lernen, das in dem schaurigen Dunkel seiner Felsen und Wälder, in dem Großartigen seiner wunderreichen Sagen mich oft wie mit Zaubermacht zu sich gelockt hat. Lebe wohl, von Drontheim aus schreibe ich Dir wieder.

Zweiter Brief.

Diese Reise hat mir mehr gewährt, als ich von ihr zu hoffen wagte. Der Anblick der norwegischen Küsten ist groß und schön, und ich erinnere mich nicht, je auf meinen Reisen einen malerischern Punkt gesehen zu haben, als den, wo wir landeten. Die Sonnenstrahlen verzitterten spielend in den Wellen des sanft bewegten Meeres, während die Felsen

der Küste, hoch und schwarz wie roher Stoff des Chaos, hervorragten, und dem Meere mit der Stimme der Allmacht zuzurufen schienen: Bis hierher und nicht weiter! Der Boden ist an der Küste unfruchtbar; nur einzelne Erdschollen sieht man mit dem reizendsten, frischesten Grün bedeckt und hart an grausen Klüften blüht das Jelängerjelieber und verhaucht ungesehen, ungebrochen seine süßen Düfte. Der Charakter dieser Gegenden ist groß, still und ernst, aber unmerklich verschmilzt oft das Erhabene in das Schöne, und eben durch diesen Uebergang eröffnen diese nordischen Gegenden unserer Phantasie einen so unbegrenzten Spielraum, und der Geist hebt sich wie auf Flügeln empor, während das Herz sich zu lebensvolleren Schlägen aufgeregt fühlt. Und dann findest Du in diesen abgelegenen Felsenthälern noch die Sitteneinfalt des goldenen Zeitalters, das Wohlwollen reiner Menschlichkeit bei ihren Bewohnern, und alle wahre, schöne Naturgefühle kräftigen sich in diesen Umgebungen. Die Normänner waren unter der dänischen Regierung das freieste Volk in Europa; sie sind es vielleicht noch und eben daher ein herrlicher Menschenschlag. Auch die Töchter dieses Landes sind schön, mit Rosenwangen, hellen

Augen und lichtbraunen oder goldenen Locken, aber ihre Schönheit verblüht schnell, wie die Blumen des nordischen Sommers, da ihnen der lebendige, geistige Ausdruck der Züge und mit diesen der Seelenreiz fehlt, der Frauenschönheit erhält und bewahrt.

Als ich in Drontheim ankam, war mein erster Gang zu dem Chef des Handlungshauses, mit dem ich das Geschäft abzumachen hatte, das mich herführte. Er wohnt für die kurze Zeit des hiesigen Sommers außerhalb der Stadt, in einem nur kleinen, aber zierlichen Hause, das in die Felsen hinein gebaut, und von Bäumen beschattet, mir alle Träume holder Abgeschiedenheit im Arm der Liebe und des häuslichen Glückes zurückrief, die ich je in früheren Jünglingsjahren sehnsuchtsvoll geträumt habe. Als ich in die Hausthüre trat, erblickte ich durch die offenstehende Thüre des Gartenzimmers ein reizendes Gemälde. Auf einem niedrigen Sessel saß ein junges Frauenzimmer in dunklem Kleide, mit weißer Schürze und Pelerine; ein Korb mit Salat stand neben ihr, den sie zu lesen beschäftigt war; zu ihren Füßen lag auf einem Teppich ein Kind, das mit den Händen zu ihr hinauflangte und das sie durch Lächeln, Singen und Plaudern still zu erhalten suchte,

bis ihre Arbeit vollendet sei. Ich blieb unwillkürlich stehen, das Mädchen war nicht schön, aber sie sah allerliebst aus, so heiter, so fröhlich, so liebevoll niederblickend zu dem Kinde und ihm zulächelnd, und als sie nun, da das Kind zu weinen begann, aufsprang und zu ihm niederkniete, um es zu beschwichtigen und es zu liebkosen, sah ich eine zarte, schlanke Gestalt, mit einer Anmuth der Bewegung, die in diesem Lande eine seltene Erscheinung ist. Jetzt fiel ihr Blick auf mich, das Kind auf dem Arme, das seine Händchen fest um ihren Nacken schlang und das Köpfchen schelmisch und blöde vor dem fremden Manne verbarg, trat sie mir entgegen, und fragte freundlich nach meinem Begehren. Ich hatte sie mit dem Kinde deutsch plaudern hören, und antwortete ihr daher in dieser Sprache, daß ich Herrn Paulmann zu sprechen wünsche. „Sie sind ein Deutscher, ein Landsmann?“ fragte sie, mich freudig und hold anblickend. „Halb und halb,“ antwortete ich, „von deutschen Eltern in Moskau geboren, ist mir wenigstens die deutsche Sprache vaterländischer Laut geblieben.“ Mit gutherziger Freundlichkeit bat sie mich, Platz zu nehmen; der Schwager sei nur mit seiner Frau spatzieren gegangen, und

werde gewiß bald zurückkommen. Sie trug nun Alles, was das Haus vermochte, herbei, um den fremden Wanderer zu laben, und diese häusliche Geschäftigkeit und die Art, mit der sie ihre Achtsamkeit zwischen mir und dem Kinde theilte, stand ihr sehr reizend. Paulmann kam nach einer halben Stunde, seine Frau am Arm; das Mädchen eilte ihnen mit dem Kinde entgegen, und man bedurfte nur eines Blickes auf diese Gruppe, um zu fühlen, daß diese guten Menschen in und durch ihre Liebe sich gegenseitig beglückend lebten. Der Mann empfing mich traulich, und mit der treuherzigen Gastfreundlichkeit, die hier heimisch ist, lud er mich ein, für die Zeit meines hiesigen Aufenthalts bei ihm zu wohnen. Ich nahm das an und wurde nun von diesem Abend an als Glied der Familie betrachtet.

Paulmann ist ein ernst heiterer Mann, der sich auf vieljährigen Reisen einen Schatz von Kenntnissen erworben hat, der aber auch mit der entschiedensten Festigkeit des Charakters eigensinnig an dem festhält, was er einmal als gut und wahr anerkannt hat, und dem es sehr schwer werden würde, einen Irrthum einzusehen und einem Vorurtheile zu ent-

sagen. Er ist redlich und in allen Lebensverhältnissen zuverlässig; an Frau und Kind hängt er mit großer Herzlichkeit, ob er gleich auch zu den Männern gehört, deren Liebe in häuslichen Verhältnissen immer nur wie eine Vergünstigung, sie lieben zu dürfen, aussieht. Er ist brav und glücklich, das weiß, das fühlt er, allein er duldet es nun auch nicht, wenn Jemand dies auf eine andere Weise, als die seinige, sein will. Was außer dem Kreise seiner Ideen, seiner Empfindungen liegt, erscheint ihm meist wie gestaltlose Phantasterei, und ich gestehe, daß ich mich oft durch seine scharf absprechenden Urtheile verletzt fühle. Ein sich inniger an den Mann anschmiegendes, nur für ihn lebendes Weib, als seine Maria, kann es gar nicht geben. Alles Andere in der Welt ist ihr nur in sofern werth, als er Freude daran hat; sein Wille ist ihr Gesetz, sein Wunsch Befehl, seine Meinung unfehlbarer Urtheilsspruch. Sie ist eine Deutsche, die Paulmann auf einer Reise kennen lernte, und die der Liebe zu ihm Vaterland, Familie, alle freundliche, theure Gewohnheiten des Jugendlebens aufopferte, die aber keineswegs glaubt, daß sie einen Anspruch auf Dank, auf Anerkennung und Vergel-

tung dieses Opfers zu machen hat. Denke dabei an keine Leidenschaft für ihren Mann; deren ist sie, wie ich glaube, ganz unfähig. Dies Untergehen aller Persönlichkeit in der Hingebung an den Gatten ist bei ihr die einfachste Natur, ohne allen Widerschein höheren Gehalts und tieferer, romantischer Empfindung. Sie ist gut, hold, lieblich, ich muß das anerkennen, aber diese Einseitigkeit der Richtung ist in ihr mit jener Beschränktheit des Geistes verbunden und wahrscheinlich von ihr erzeugt, die mir bei reizenden Frauen immer so wehe thut, und ich fühle lebendiger denn je, daß ohne ein selbstkräftiges, geistiges Leben eine weibliche Natur nie jenen Gegensatz des männlichen Charakters in sich bewahren kann, der allein durch seinen tieferen Reiz ein eheliches Verhältniß vor dem Fluche der alltäglichen Gewöhnung und vor Uebersättigung schützen kann. Alle Tugend und Herzensgüte, die diese geistig gestaltlosen Frauen besitzen, sichert einen Mann, der mit ihnen für das ganze Leben verbunden ist, doch nicht gegen eine höchst langweilige Existenz. Maria z. B. ist nun schon Alles geworden, was sie werden kann; gescheidter, tüchtiger für das Leben kann das Leben sie noch bilden, allein die innere Jugend, die

das wahre Weib bis in's späteste Alter hinein sich in der Poesie seiner Empfindung zu erhalten vermag, wird bei ihr mit der Blüthe des äußern Reizes welken. Als ein noch nicht gelösetes Räthsel steht dagegen ihre Schwester Dorothea neben ihr. Wenn man sie in ihrer häuslichen Thätigkeit so heiter und unermüdet geschäftig sieht, sollte man darauf wetten, keiner ihrer Wünsche, keiner ihrer Gedanken reiche über den engen Kreis ihres Lebens hinaus, und doch, siehst Du sie in einzelnen Augenblicken, wo sie sich einsam, unbeachtet glaubt, so hat ihr Auge einen Blick, ihre Züge einen Ausdruck, die wahrlich diesem geschäftig wirthlichen Thun und Treiben in ihrem heiligen Ernst, ihrer sinnigen Schwärmerei nicht angehören. Sie sowohl als Maria haben immer, abgeschieden von der Welt, in einfach bürgerlicher Häuslichkeit gelebt, und der Kreis ihrer Kenntnisse erstreckt sich auch, wie es scheint, nicht über die Elementarkenntnisse des gewöhnlichen weiblichen Schulunterrichts. Daher auch ihr Verstummen, sobald das Gespräch zwischen Paulmann und mir eine Richtung nimmt, die es in das Gebiet der Idee, der Kunst, der Literatur, oder irgend einer umfassendern Lebens- und Weltansicht

hinüberzieht. Es ist Schade um diese Dorothea! Was hätte nicht aus ihr, die in dieses eng beschränkte Leben so viel herzgewinnende Güte, so viel Zauber holder Anmuth, still erblühter Zartheit und Jungfräulichkeit zu legen weiß, werden müssen, wenn ihr Geist gebildet, ihr Sinn für Kunst und Wissenschaft entfaltet und dadurch die Fähigkeit ihrer Seele, stark und wahr zu empfinden, entwickelt worden wäre. Du glaubst nicht, wie reizend dies Wesen jetzt schon bei allem Mangel höherer Bildung ist! Alles im Hause liebt sie unbeschreiblich, und ohne daß man es ahnet, ohne daß man es weiß, wie und warum, wird man ihr unaussprechlich gut. An eine Geliebte, an eine Gattin würde ich höhere Anforderungen machen, aber so eine Schwester, wie diese Dorothea, wäre mir als wahre Gottesgabe, als ein schöner Himmelssegen willkommen.

Dritter Brief.

Der Himmel kann nicht reiner, die Luft nicht milder, sanfter sein, als hier in diesen Sommertagen. Die Gegend ist romantisch schön, überall sind

die Thäler von Felsen eingeschlossen, deren graue Wände das Grün erheben, das den Boden deckt. Von den Höhen herab erscheinen die Buchten des Meeres wie stille, klare Seen; Waldbäche und Bergquellen strömen aus allen ihren Spalten und Schluchten hervor, und rieseln zwischen Kieseln und in sie hinabgerollte, zertrümmerte Steinmassen hin, und bilden einen phantasiereichen Contrast des frischen, jugendlichen Lebens mit den dunklen Fichten, die wie die Väter des Waldes so schweigsam ernst dastehen. Stunden lang streife ich oft in diesen Thälern umher, in denen ich selten einem menschlichen Wesen begegne. Was mich umgibt, ist still und feierlich und meine Seele, wie mit neuen Sinnen begabt, lauscht zu verstehen, was diese Wellen, diese Wälder ihr zurauschen. Oft stehe ich an dem donnernden Sturz eines Bergstromes, der meinen Geist aufstürmt, sich von der Erde aufzureißen, und ich vermag dann den Flug meiner Gedanken so wenig aufzuhalten, als den Sturz der herabbrausenden Fluthen vor mir, aber unwillkürlich zieht es mich immer wieder zurück in die lieblichen, von klaren Quellen sanft durchrauschten Thäler, deren Melodien in meiner Seele tausend dichterische Bilder wecken.

Alle Träume meiner Sehnsucht werden dann zu zaubervollen, mich himmlisch anlächelnden Gestalten, und diese Augenblicke sind so beseligend, daß ich mich ihrer gewiß noch einst als Greis mit wonnevoller Rührung erinnern werde. Einzig schön sind auch die Nächte dieses Landes, wenn man anders das eine Nacht nennen kann, wo zum Tage nichts fehlt, als der strahlende, so oft drückende und blendende Sonnenglanz. Ich schreibe Dir diese Zeilen ohne Licht um Mitternacht, aber troß dieser milden Helle hat Alles um mich her in der Natur sich zur Ruhe geneigt und die schwarzen Häupter der Felsenmassen selbst scheinen sich wehmuthsvoll und schweigend gegen ihre Grundfesten zu neigen. Mein Freund, woher die Macht, die meinen Geist und meine Phantasie zwingt, außer mir umherzuschweifen und jenseits der mir bekannten Gegenstände ein Glück aufzusuchen, das meine Sehnsucht schon dem Leben abforderte, ehe ich noch um die Wirklichkeit seines Daseins wußte?

Eine stille, süße Naturnothwendigkeit scheint den Menschen darauf hinzuführen, sich in enge Schranken zurückzuziehen und doch strebt wieder ein Etwas in seiner Seele so mächtig nach dem Unge-

kannten, Namenlosen, vom Duft der Ferne Verschleierten hin, daß er dem Drange, es aufzusuchen, nicht zu widerstehen vermag.

Auf eine mir selbst unbegreifliche Weise überschleicht mich, unter diesen Menschen lebend, oft der Wunsch, den Traum meines Daseins fortzuträumen wie sie, die sie alle Wünsche in Einem befriedigt fühlen. Sie sind glücklich, so wahrhaft, so rein menschlich glücklich, und ich fühle es, wenn ich aus diesem Kreise scheide, werde ich oft schmerzlich den Frieden suchen, den ich hier gefunden habe, und meine Sehnsucht wird dann bei der Erinnerung an diesen friedlichen Sitz der Ruhe, der Treue und der stillen innigen Empfindung weilen. Ach, Ferdinand, warum ist es so schwer, sich selbst und das, was uns zu beglücken vermag, erkennen zu lernen?

Vierter Brief.

Ich bin heute tief und seltsam bewegt. Ohne es gewollt zu haben, fortgerissen von dem Vertrauen, das Dorothea Jedem einflößt, der sich ihr naht, habe ich ihr das Geheimniß meiner Liebe zu Sido-

nien und den Vorsatz, von hier nach Deutschland zu gehen und um ihre Hand zu werben, gestanden, und mir ist jetzt, als sei die Blüthe meiner Leidenschaft für die Herrliche in dem Augenblicke verwelkt, wo ich sie durch das ausgesprochene Wort aus dem still verschlossenen Heiligthume meines Herzens hinaus in die Außenwelt versetzt habe. Nein, dies Geheimniß mußte nicht ausgesprochen werden, wenn es nicht seinen schönsten Reiz verlieren sollte; sein Zauber lag in der gestaltlosen magischen Ueberhüllung, in der es ruhete, und doch lag auch wieder in dem Aussprechen desselben ein namenloser Reiz, und die heilige Wunderkraft der fremden Liebe vermochte selbst die Züge der Freundin mit einem Reiz zu beseelen, den ich die Verklärung aller Huld, aller Weiblichkeit und Schönheit nennen möchte. Wie eine neue Morgenröthe, heimlich süß und entzückend ging mir in Dorotheens Erröthen, in ihrem Blicke, in dem leisen Beben ihrer Stimme das Bild der fernen unsichtbaren Geliebten in namenlosem, früher nie von mir empfundenem Zauber auf. Wie vor ihr, hätte ich vor Dorotheen knieen und ihr mit Thränen, mit Zittern, mit aller Seligkeit des Entzückens sagen mögen: Seh ich Dich endlich? Du,

die Du nur in meinem Herzen wohntest, nur in meinen Träumen den Schleier wegzogst, der mir Deine himmlische Gestalt barg, und mir Gluth und Schmerz, Liebe und Wonne in die Seele blicktest, Du erscheinst mir und ich darf Deine Hand fassen, darf Dich an mein Herz ziehen und sagen: Nun bleiben wir ewig bei einander, ich habe Dich gefunden, um mich nie wieder von Dir zu trennen!

Oft war es mir aufgefallen, was ich auch schon gegen Dich erwähnt habe, daß Dorothea sowohl als Maria verstummten, sobald das Gespräch zwischen Paulmann und mir irgend eine ernstere, ideenreiche Wendung nahm. Bei längerem Beisammensein konnte es mir nicht entgehen, daß dies Verstummen ein erzwungenes war, und daß es Dorotheen oft Mühe kostete, das Interesse zu verbergen, mit dem sie diesen Unterredungen lauschte. Mich empörte die rohe Gewalt, mit der Paulmann diesen sich nach Licht und Freiheit sehnenden Geist in die Schranken der Handwerksprofession seelenloser Hauswirthlichkeit gebannt hielt, und eifrig ergriff ich in seiner Abwesenheit jede Gelegenheit, den Frauen vorzulesen oder ihnen zu erzählen, und fand

dadurch Veranlassung, die Tiefe und Wahrheit zu bewundern, mit der sie das Schöne auffaßten, und das Vortreffliche von dem Guten, dieses von dem Verfehlten zu sondern vermochten. Auch entfaltete sich mir die Liebenswürdigkeit der beiden Frauen immer anmuthsvoller; in dieser Anspruchlosigkeit, dieser klaren Einfachheit, dieser Stille ihres Gemüthes lag Etwas, das alle Unruhe meines Wesens beschwichtigte, alle Verworrenheit meines Innern lösete, und wie Nachtigallgesang im Abenddunkel und im Waldesschatten auf mich wirkte. — Sie waren Feldblumen, einfach an Farbe und an Duft, aber lieblich und eine Zierde des stillen Thales, wo sie blüheten. Heute nun, als Paulmann aus der Stadt von seinem Comptoir nach Hause kam, brachte er ein Packet neu angekommener Bücher mit, denn er selbst lieset viel, und ist mit den besten Erzeugnissen der neu-europäischen Literatur bekannt. Ich fand unter diesen Büchern mehrere Werke weiblicher Federn, und nahm daher Gelegenheit während der Mahlzeit das Gespräch darauf zu leiten und den Einfluß zu preisen, den die Frauen seit Ludwigs des Vierzehnten Zeit auf die Literatur gewonnen haben, und wie jetzt das weibliche Geschlecht so viel höher

in geistiger Bildung stehe, als in früheren Jahrhunderten, und so manche Kette des Vorurtheils und des engherzigen Wahnes gesprengt sei, durch die das Weib zur Sklavin des Mannes erniedrigt werde, statt in der Freiheit edler Selbstständigkeit durch die Liebe seine Lebensgefährtin in voller Gleichheit beiderseitiger Rechte zu sein. — Paulmann sah mich hier spöttisch an, und ohne eine Sylbe zu erwiedern, pries er, sich zu seiner Frau wendend, das vor ihm stehende Gericht als ganz vorzüglich gelungen, und wie sie doch die beste Köchin sei, die er kenne. Ich fühlte durch die Geringschätzung weiblicher Bildung, die in seinem Lächeln und dem Tone seiner Worte sich aussprach, mich unmuthig aufgeregt, und forderte ihn auf, mir darüber Rede zu stehen. „Wie kann ich dies," sagte er mir ruhig ernst, „über einen Gegenstand, den Sie selbst nicht in einem nur einigermaßen klaren Begriff anzuschauen vermögen? Die eitle Geistigkeit der neu-europäischen Bildung hat die Verhältnisse beider Geschlechter zu einander so erschüttert, daß sie schwanken, und wir alle mehr oder minder die Sicherheit des Naturverhältnisses verloren haben, und doch ist es diese, nach der sich jeder edle Mann, jedes reine unverschrobene Weib

zurückſehnt, eben weil die Naturnothwendigkeit mächtiger iſt, als alles Erkünſtelte. Man hat die Frauen im geſelligen Leben hoch geſtellt, um ſie deſto leichter erniedrigen zu können; die Idealität der ritterlichen Galanterie früherer Jahrhunderte iſt verſchwunden; eine neue Anſicht und eine neue Würdigung der Frauen hätte in der Anerkennung ihrer Zartheit und Milde als eine Blüthe unſerer Religion in das Leben übergehen ſollen; ſtatt deſſen hat die Verkehrtheit der Männer dem weiblichen Sinn und Weſen den tiefen heiligen Lebensreiz geraubt, deſſen Prieſterinnen ſie nur in Einfalt und Unſchuld ſein können. Selbſt der geſellige Umgang mit ihnen iſt in der großen Welt matt und ſchal geworden, und hat ganz den feinern Reiz der geſchlechtlichen Wechſelwirkung auf einander verloren. Man will jetzt die Weiber vielſeitig gebildet haben und verleitet ſie dadurch, ihrer Natur untreu zu werden. Ich geſtehe es Ihnen, mir ſind alle dieſe hochgebildeten, kunſt- und talentvollen Frauen wie Mißgeburten verhaßt, und ich danke Gott, daß er mir ein einfaches, braves, häusliches Weib gegeben hat, das nicht durch Modeleſereien und Modetand ihr richtiges Gefühl verdrehet und die einfache Stärke ihres Gefühls

nicht durch erlogene Albernheiten und weinerliche Empfindeleien abgestumpft hat."

Maria reichte ihm hier lächelnd die Hand. Dorothea erröthete und warf einen ernsten, forschenden Blick auf mich. „Warum," fragte ich, „wollen Sie keinen Unterschied zwischen Bildung und Verbildung gestatten? Auch ich will das Weib nicht aus dem Kreise seiner Weiblichkeit hinaustreiben und seine schöne Blumennatur in ihm zerstören; allein ich will das Streben nach Allem, was es im Reiche der Kunst und der Idee an Talent und Wissenschaft sich anzueignen vermag, ihm frei gelassen wissen, statt es auf die Handwerks-Profession der Haushaltung beschränken zu wollen, und ich will dies, damit es seinen Beruf, durch Liebe zu beglücken, freudig und herrlich erfüllen könne. Wo der Geist nicht gebildet wird, wo seine Fähigkeiten unentwickelt bleiben, da entfaltet auch das Gefühl seine schönsten und zartesten Blüthen nicht."

„O," unterbrach er mich hier zürnend, „wenn Sie wüßten, wie mich die verwirrende Mischung von Wahrheit und Falschheit ärgert, die diesen Begriffen zum Grunde liegt, und die es dahin gebracht hat, daß auch die schönste weibliche Seele heut zu

Tage nicht mehr im Welt= und Menschenverkehr die Reinheit und Harmonie ihres Wesens ungetrübt und ungestört zu bewahren vermag! Es ist ein Zeichen von der schmählichen Entartung unsers Geschlechts, daß wir die Frauen in diese Verwirrung der Begriffe, in diese Unnatur der Bildung hineingerissen haben und ihnen die Rückkehr unmöglich machen; denn nur durch die Liebe können sie sich wieder zurechtfinden, und wie selten ist jetzt ein Mann, an dem ein weibliches Wesen zu einem stillen, fröhlichen, gesunden Leben und Wirken sich hinaufranken kann? Ich habe fast alle Länder Europa's durchreiset, und da ich von frühester Jugend an mich durch Neigung und Charakter mit meinen Hoffnungen auf Glück an das häusliche Leben, auf Gatten= und Vaterliebe, angewiesen fand, habe ich die Verhältnisse beider Geschlechter zu einander zum Hauptgegenstande meiner Beobachtungen gemacht und mich durch diese fest überzeugt, daß die Grundgesetze der Natur, und nicht Sitte und Herkommen, das Weib zur Abhängigkeit und zu der einfachen Beschränkung des häuslichen Lebens bestimmen. In Euren Städten, in Euren geselligen Kreisen versteht Ihr Euch nicht mehr darauf, den Reiz des Umgangs mit Frauen zu

empfinden; Ihr treibt Euch mit ihnen umher, wie Ihr Euch mit einander auf Euren Klubbs und Kaffeehäusern umhertreibt, und daran geht mit der Schönheit zarter Sitte auch jedes Herzensglück verloren, und leere Empfindelei, Schwächlichkeit des Gefühls ist an die Stelle der Liebe getreten. Nur unter dem Schutze des Mannes darf das Weib in das Leben hinaustreten, und nur durch die Liebe soll ihr Geist gebildet werden. Der Mann kann und muß sich durch den Kampf mit dem Leben stählen und kräftigen; das Weib soll nicht werden, es ist, und wo ein Weib, sei es auch im reinsten Adel, durch Kampf und Geistesbildung sich zum klaren Selbstbewußtsein, zur Sicherheit der Lebensklugheit erhebt, empfinde ich eine drückende, unheimliche Beklommenheit; sie ängstigt mich und ich wende mich erkältet von einem Wesen ab, das in den zartesten Beziehungen aufgehört hat, ein Weib zu sein, und doch nicht meines Gleichen geworden ist. Ein Weib ist rein durch sich selbst, als Weib das Höchste, was es werden kann; alle Talente alle Geistesbildung sind für dasselbe verderblicher Ueberfluß; im besten Falle kann ihr Besitz eine Zierde, ein hübscher Putz sein, aber nie können sie den Werth

eines Weibes erhöhen, und so wie die Verhältnisse der Geschlechter und des geselligen Lebens sich nun einmal gestaltet haben, wird man schwerlich ein weibliches Wesen treffen, das nicht von seinem Glück und seinem Werth eingebüßt hat, um sich jene Rechenpfennige glänzenden Scheines dafür einzutauschen. Tugendhafte Weiber gibt es unter Euch — aber die Schönheit lautrer Weiblichkeit, die Sicherheit und Haltung des Lebens, die schöne Bewußtlosigkeit des heiligen Naturdaseins, die Frömmigkeit der Liebe und der unerschütterlichen Treue — diese findet man bei keinem nach dem heutigen Modezuschnitt gebildeten Weibe mehr."

Vieles in mir sprach laut gegen Paulmann's Ansicht; vorzüglich empörte sich dagegen in mir das Gefühl, mit dem der Mann, dem schwächeren Geschlechte gegenüber, es stets als einen Mangel der Großmuth empfinden muß, wenn diese zarten Wesen durch das Herrschergesetz roher Stärke zur Abhängigkeit und immerwährenden Unmündigkeit verdammt werden. Ich machte Paulmann dieses bemerklich. „Will ich denn das?" fragte er mit weichem Ernste, „liebe ich mein Weib etwa nur, weil sie die Mutter meiner Kinder ist und mir meinen Haushalt gut

führt? Drücke ich sie nicht mit dem innigen dankenden Gefühle, daß sie mir zum Vollgefühl des Daseins, zum Glück meines Lebens unentbehrlich ist, an mein Herz? Der Mann ist seiner Natur nach oft roh, das Weib ist es ohne gänzliche Entartung nie — aber eben um dieser Schönheit ihrer Natur willen braucht sie nichts zu lernen, um gebildet zu heißen. Alle Sprachkenntnisse, alle Virtuosität in Künsten, aller Glanz der Weltbildung, aller Reichthum witziger Unterhaltungsgabe entstellen nur in ihr die angeborne Schönheit. Ich höre z. B. meine Maria, ich höre Dorothea so gern ihre einfachen Lieder singen; allein sähe ich sie je in Gesellschaften oder in Concerten mit ihren wirklich schönen Stimmen prunken, so wäre mir meine Freude an ihrem Gesang auf immer verleidet. Beide sprechen ihre Muttersprache rein und richtig; Beide sind fähig, die Schönheit eines Kunstwerkes, einer Dichtung im Gefühl, nicht im Begriff, also nicht als Kunstleistung, sondern als etwas wirklich Lebendes und Erlebtes, zu empfinden; aber ich wiederhole es Ihnen, die Bildung der Frauen muß so in Einfalt und Liebe begründet sein, daß sich ihr Wesen durchaus nicht in Worte darstellen läßt. Die sogenann-

ten gebildeten Frauen, diese Vielwisserinnen, diese ästhetischen Kunstkennerinnen, Virtuosinnen und Schriftstellerinnen sind mir als eine Pest des Lebens und der Gesellschaft verhaßt."

Hier fiel mein Blick auf Dorothea — ein schmerzlicher Zug flog über ihr sonst stets heiteres Gesicht und ihr Auge füllte sich mit Thränen — sie erröthete, als sie sah, daß mein Blick mit theilnehmendem Befremden auf ihr weilte, und stand auf, sich zu entfernen. Paulmann bemerkte dies nicht, und fuhr fort: „Thatenmuth und Gedankenfülle soll der Mann nicht erst durch die Liebe erhalten; sein Dasein ist nicht ausschließlich in dieser bedingt; allein weihen soll ihn das Weib zu beiden durch ihre Liebe, und durch ihren Reiz und ihre Grazie ihm und seinem Leben Milde und Klarheit geben." Er schloß hier Maria in seine Arme, und gerührt sagte er, sie leise auf die Stirne küssend: „Muß nicht das geliebte Weib es tief und innig in ihrem Herzen fühlen, daß sie ein den Mann veredelndes Wesen, die Schöpferin und Pflegerin seines Glückes ist, und daß, von ihr in den unsichtbaren Banden der Anmuth und der Liebe gehalten, seine Stärke sich so gern vor ihrer Milde beugt?" — Mit unendlicher

Liebe in Blick und Ton neigte sich Maria zu ihm nieder und seine Hand zu ihren Lippen emporhebend, flisterte sie: „Sie wird fühlen, daß es nicht die Herrschsucht des Mannes ist, die von ihr Gehorsam fordert, sondern daß das Bedürfniß ihrer Natur, einem höheren Wesen sich anzuschmiegen, sie dem Manne unterthänig macht, den sie mit ganzer Seele als ihren Beschützer, ihren Gatten, als ihr sichtbar gewordenes Schicksal ehrt und liebt."

Tief ergriffen stand ich auf und Beider Hände fassend und sie vereint an mein Herz drückend, pries ich ihr Glück und eilte schnell hinweg, weil ich mich bewegter fühlte, als ich mir selbst zu deuten vermochte. Mir war, als zerfließe vor mir Sidoniens hohes, herrliches Bild in Nebel, als verschwinde die Sicherheit der Wahrheit meiner Empfindung für sie und mache der Angst Platz, in ihr nur einem Trugbilde nachzustreben. Maria und Dorothea, wie fremd war ihnen der Glanz, der Schimmer, mit dem mich jene in der Hoheit ihres Geistes, in der Kühnheit ihrer Lebensansichten, in der Genialität ihres Talentes bezaubert hatte, und doch fühlte ich, daß beiden Frauen, bei der frommen Einfalt, die ihnen ihr einsames Leben und ihre einfache Bildung gegeben und

bewahrt hatte, auch jener namenlose Zauber der Seelenschönheit und der Weiblichkeit eigen war, der so viele Macht über das Gemüth des Mannes hat, und durch den allein die Neigung sich zu Liebe ausbilden kann, weil er allein für die Vergänglichkeit und Flüchtigkeit der Schönheit und der Jugend den Ersatz sichert, den der Mann zu finden begehrt, um nicht im Wechsel das Bleibende suchen zu müssen. Ich blieb den Nachmittag allein auf meinem Zimmer; die Unruhe, die ich empfand, that mir quälend wehe; ich war mir selbst nicht klar und strebte vergebens nach Verständniß des Streites in mir. Schon mehrere Male hatte ich empfunden, daß Dorotheens Nähe mir in solchen Stimmungen wohl that. Sie ist so klar, so milde freundlich, nie aufreizend, stets besänftigend; heute bei Tische hatte ich sie zum ersten Male bewegt, schmerzlich bewegt gesehen. Wer hatte sie verletzt? ich, durch den Werth, den ich einer ihr versagten Ausbildung der Fähigkeiten des weiblichen Geistes beilegte, oder Paulmann, dessen Grundsätze für sie vielleicht zur drückenden Beschränkung geworden waren? — Sie war mir überhaupt oft eine räthselhafte Erscheinung gewesen; in der Einfachheit ihres Wesens glaubt man sie in der ersten

Stunde, wo man sie sieht, durchschaut zu haben; es ist Dir, als habest Du schon Jahre lang mit ihr gelebt, und je länger Du sie siehst, je mehr sich ihr Wesen vor Dir entfaltet, desto reicher an innerem, geheimnißvollem Reichthum erscheint sie, und durch die Heiterkeit ihres Wesens leuchtet zuweilen ein Strahl tiefen Ernstes und einer sanften Wehmuth. Ach, wäre es ihr vom Schicksale vergönnt worden, in Wissenschaft und Kunst Organe für die Kraft ihrer Seele und ihres Geistes aufsuchen zu dürfen, sie würde neben den Herrlichsten ihres Geschlechts glänzen, statt daß jetzt ihr schönes Leben spurlos dahingleitet, ohne je die wahre Würdigung seines Reichthums zu erhalten. Ich strebte gewaltsam, Sidoniens Bild festzuhalten, aber immer brach in mir der Vorwurf wieder durch, in Dorotheens Gegenwart Meinungen ausgesprochen zu haben, die ihr vielleicht wehe gethan hatten.

Ich ging endlich, Dorothea aufzusuchen, um mich mit ihr zu verständigen. Entschuldigen durfte ich mich freilich nicht, aber es ihr doch aussprechen, daß ich ihren stillen Werth anerkenne und daß gerade bei ihr nichts vermißt werden kann, weil die Natur dieser Nordlands-Lilie mit der tiefblauen, wunder-

voll schönen Augen so Vieles gegeben hat, was bei einem von ihr minder reich ausgestatteten Wesen die Bildung erst hervorbringen muß. Sie war nicht im Hause zu finden, sondern spatzieren gegangen, und das Mädchen, das mir diese Nachricht gab, bezeichnete mir auch den Weg, den sie genommen hatte. Dieser führte mich einen Felsenpfad abwärts in ein einsames Thal, durch dessen Klüfte ein Bergstrom mächtig hinabstürzte, während der Abendwind durch die Fichtenwipfel säuselte, als wolle er sich selbst beim Versinken der Sonne in den Schlaf lullen. Ich sah Dorothea auf einem Felsenvorsprunge sitzen; den Kopf auf den aufgestützten Arm niedergesenkt, schauete sie ernst und sinnend weit in die Gegend hinaus, und mir war, als sehe ich sie von den Geistern dieser Felsenklippen umschwebt. „So ernst, Dorothea?" fragte ich, mich zu ihr setzend. Sie wandte, ohne die Stellung zu verändern, das Auge zu mir; ich sah, sie hatte geweint; aber auf ihren reinen, klaren Zügen lag eine so himmlische Ruhe, daß ich den Schmerz nicht zu nennen vermocht hätte, der ihnen den rührenden Zauber dieser milden Wehmuth verliehen hatte.

„Hier," antwortete sie mir, „in diesen Gegen-

den, wo der Fleiß des Menschen die Natur noch nicht umgestaltet hat, erinnert uns Alles an die Urkräfte einer geheimnißvollen Schöpfermacht und die Betrachtung wird unwillkürlich ernst und andächtig. Ein reich und blühend angebautes, mit Dörfern und Städten übersäetes Land bietet der Phantasie keinen Spielraum; uns dünkt, es müsse von jeher so gestaltet gewesen sein; eben so wiegen auch die Auftritte des geselligen Lebens in eine gewisse geistige Abspannung ein, und nur in der Einsamkeit leitet die Wirklichkeit der Dinge auf erhabene Ideen hin. Diese nordischen Naturbilder sind so ernst schön. Der Duft dieser Fichtenwälder ist freilich nicht süß und berauschend, wie der Duft von Italiens Blüthenbäumen; aber er ist kräftigend und erfrischend, und sie sind, wie sie da vor uns stehen, bis zu den senkrechten Gipfeln hinauf mit ihren dunkelpurpurfarbigen Aepfeln behangen, ihre Zweige von der sinkenden Sonne lichtgrün durchstrahlt, vielleicht schöner noch als unsre deutschen Laubwälder, deren fallende Blätter jeden Herbst das Bild eines schmerzlichen Kampfes zwischen Tod und Leben geben. Die lichte, spinnwebgraue Farbe der absterbenden Fichtenzweige bietet dagegen ein viel sanfteres Bild der Vergäng-

lichkeit, und das Leben scheint aus ihnen so langsam wegzuschwinden, daß man den Tod nur als das, was er wirklich ist, als ein sich frei machendes Leben, zu empfinden vermag. Ein Vorgefühl der Ewigkeit durchbebt mich in dieser Einsamkeit; alle Sorgen und Schmerzen des Lebens lösen sich in Träume und Ahnungen auf, heilig wie die Erinnerung und das Vorgefühl geweihter Lebensstunden."

„Und wer, Dorothea," fragte ich, „lehrte Sie in dieser Einsamkeit so empfinden, so denken?"

Sie lächelte sanft. „Welches andern Lehrmeisters," antwortete sie, „bedarf denn ein weibliches Herz, als des einfachen uns angebornen Sinnes für die Schönheit der Natur, wenn wir ihn uns unverkünstelt erhalten? Sollte denn aus der ästhetischen und wissenschaftlichen Bildung, die Sie für uns Frauen begehren, allein der Sinn sich zu entwickeln vermögen, dessen wir bedürfen, um uns in den Lebenskreis gebildeter Menschen frei und beglückend mit eingeschlossen zu fühlen? Wer ein für die Schönheit der Natur kaltes Herz an dem Zaube der Kunst und der Wissenschaft erwärmen will, auf den wird dieser doch nur wie gemaltes Feuer wirken, und wo Genie, Talent und Kraft zur Liebe in

einer Weiberseele sind, da entfalten sie sich, von Natur und Einsamkeit beschützt und gepflegt, besser, als wenn die Kunst es zu thun übernimmt."

„Sie sind ein Beweis davon, liebe Dorothea; allein nur als Ausnahme möchte ich diesen gelten lassen und doch behaupten, daß im Allgemeinen auch die Frauen im Leben für das Leben gebildet werden müssen. Was kann man denn in der Abgeschiedenheit des häuslichen Lebens, fern vom vielfachen Menschenverkehr, von den Menschen, von uns selbst, von dem stark bewegten Strom des wechselnden Lebens kennen lernen? Nur am Geist entfaltet sich der Geist, nur an der Seele die Seele. Die Künste, die Wissenschaften, das Interesse für die Literatur, für die fortschreitende Entwickelung der Menschheit in allen ihren politischen und geistigen Erscheinungen übt und entwickelt eine Menge von Fähigkeiten in uns, deren Dasein in Frauenseelen beweiset, daß sie nicht ungeweckt schlummern sollen. Warum sind die Frauen oft so engherzig und kleingeistig? warum die Mehrzahl nach dem dreißigsten Jahre so matt und seelenlos? — doch nur, weil ihre Geistesthätigkeit nicht mit ihrer äußerlichen Lebensthätigkeit in harmonischem Verhältnisse steht, und daher das

Niedere bei ihnen über alles Schöne und Freie der Jugendzeit den Sieg davon trägt."

„Und ich möchte dagegen behaupten, daß man gerade in der Welt die Menschen nur einseitig kennen und beurtheilen lernt. Im gewöhnlichen Weltverkehr haben die Menschen alle eine ähnliche Physiognomie, und wie oft sind sie nicht schon mit Münzen verglichen worden, deren Gepräge sich im Umlaufe verwischt hat! Wer die wahre Mannigfaltigkeit des Menschencharakters kennen lernen will, muß den Menschen in so einfachen Verhältnissen aufsuchen, daß sie die hervorragenden Züge seiner Individualität nicht abgeschliffen, sondern entwickelt haben. Nur drückt sich die Eigenthümlichkeit einfacher Menschen der Phantasie mehr ein, als sie das Gedächtniß durch Thatsachen beschäftigt. Und jene Stimmung unsrer Seele, die wie ein Gottessegen unser Herz reinigt und die Seele für Glück und Schmerz kräftigt, und jene Treue und Wahrheit der Empfindung, die in einem beschränkten, häuslichen Leben auch das Kleinste adelt, weil es mit Liebe und aus Liebe gethan wird, Julius, erblüht diese auch in dem Weltleben, das Sie so preisen?"

Ich vermochte nicht zu antworten und beugte mein Gesicht schweigend auf Dorotheens Hand nieder; sie fuhr fort, und, o könnte ich Dir beschreiben, wie schön sie unter dem Reden wurde! — „Ich habe heute Mittag es tief empfunden, daß Sie Paulmann's Aeußerungen mißverstanden und es nicht ahnen, wie viel höher der edle Mann uns in der Anerkennung unseres wahren Werthes und unsers wahren Berufes stellt, als so viele Männer der jetzigen Zeit, die unser Geschlecht nur so hoch erheben, um sich desto eitler in der phantastischen Huldigung bespiegeln zu können, die sie ihm darbringen. Nur in der Verborgenheit, nur in der Umschirmung frommer, häuslicher Sitte gedeihen wir, und finden in den einfachen Lebensverhältnissen dieser hinreichend Gelegenheit, die schönsten und zartesten Blüthen der Gefühle zu entfalten und das Leben mit den dichterischen Bildern unserer Phantasie zu schmücken. Treten wir in die Welt hinaus, verflechten sich unsre Verhältnisse zu den Menschen mannigfaltig, so schleift sich in uns die Eigenthümlichkeit der weiblichen Gestaltung ab, und die geistigere Bildung, die die Rose unsers Reizes blendender färbt, schärft auch zugleich den Dorn, an dem unser Glück und nur zu

oft auch unser Werth verblutet. Freilich muß der Mann hoch stehen, der sich in unsrer Zeit die Fähigkeit erhalten will, den Reiz der wahren, schönen Weiblichkeit würdigen und anerkennen zu können. Diese glänzt nie; allein ein edler Mann wird durch die klare Wahrheit ihrer Empfindung, durch die Lauterkeit ihrer Güte und durch die kunstlose Einfalt ihrer Gedanken sich tiefer ergriffen und beglückender befriedigt fühlen, als durch allen Schimmer hochgebildeter Geistigkeit. Julius," fuhr sie fort, „Sie sind so gut, Sie scheinen mir für die Wahrheit des Daseins und der Empfindung so empfänglich; wie kommen Sie nur dazu, sich ein so phantastisches Bild von Frauenwerth und Frauenbestimmung entworfen zu haben?"

So wie sie, hatte noch nie Jemand zu meinem Herzen gesprochen, ich noch nie so lebhaft das Bedürfniß empfunden, Jemandem unbedingt zu vertrauen, mein ganzes Herz, meine geheimsten Gedanken und Wünsche in seine Seele niederzulegen. Du solltest diese Dorothea nur einmal sehen, Ferdinand; sie ist keineswegs blendend schön, aber alle ihre Züge, und vorzüglich ihr reines, mildes Auge sind ein Spiegel des edelsten und gefühlvollsten Herzens, das Gott je für sanfte Liebe, für Trost und Mit-

leiden, für alle fromme, schöne Regungen der Seele schuf, und die Tugend selbst scheint ihrer Stirne und ihrem Blicke das Siegel unbefleckter Reinheit und Wahrheit aufgedrückt zu haben. Man kann ihr nichts verheimlichen wollen, und auch mir flog unwillkürlich das Geheimniß meiner Liebe über die Lippen. „Nein," sagte ich ihr, „das hohe Bild, das in meiner Seele von Frauenwerth und Frauenbildung lebt, ist keine trügerische Traumgestalt; die tiefe, mächtige Sehnsucht meines Herzens, ihr im Leben zu begegnen, würde mir schon das wirkliche Dasein desselben durch diese geheimnißvolle Anziehungskraft beweisen; auch war sie meinem Geiste schon lange in der Ahnung gegenwärtig, eh' ich sie im Leben fand. Ich liebe, Dorothea, liebe eine der Edelsten und Vortrefflichsten Ihres Geschlechts, ausgezeichnet vor Tausenden ihrer Mitschwestern durch Ruhm, durch Geist, durch Talent, und doch liegt die stärkste Macht des Zaubers, der mich an sie bindet, nicht in diesem Glanze, sondern in dem, was ihn erzeugt, in jener Seelenkraft der Begeisterung, welche die Liebe zum Grundtone des Daseins macht, und, dieses in sie begrenzend, es unendlich reich macht in dieser Begrenzung."

Dorotheens Auge schimmerte, als fülle es der Glanz einer Thräne, und zaghaft schlug sie den Blick zu Boden. „Ich kann mir nicht an dem genügen lassen," fuhr sie fort, „was sich äußerlich im Leben erstreben läßt; es ist in mir eine Ueberfülle des Lebens und der Empfindung, die mich zerstören würde, ohne die heilige Offenbarung einer Liebe, der man allein ein ganzes Dasein ohne Verkümmerung, ohne Zwiespalt, ohne Erniedrigung hingeben kann. Ich begehre von Allem, was das Leben bieten kann, nichts als ein zweites Herz, fähig, in der unendlichen Kraft der Empfindung, in jedem Pulsschlage des Gefühls, in jeder Regung der Seele, mir zu begegnen. Unter Menschen habe ich gelebt allein mit meiner Sehnsucht; Wüsten habe ich durchzogen und die Natur hatte keinen Trost für mich, da erschien sie mir, und mein unbedeutendes Leben war am Ende; ich erkannte sie, um sie zu lieben; ich liebe sie, um sie ewig zu halten; ich kann nicht von ihr lassen, könnte sie nicht aufgeben, ohne mich aufzugeben in dem, was das Bessere in mir ist, weil es in seiner Sehnsucht nicht den vergänglichen Erscheinungen dieses Lebens, sondern dem Ewigen in mir angehört."

„Und wo," fragte Dorothea weich und ernst, „fanden Sie, wie erkannten Sie die Geliebte?"

Die Frage traf mich wunderbar. Sidoniens Bild war mir so lebendig aufgegangen, meine Liebe für sie so hell aufgeflammt, daß ich, Alles vergessend, mich von der Täuschung umfangen fühlte, sie sei gegenwärtig und ich spreche ihr selbst aus, wie ich sie liebe. — Dorotheens Frage lösete diesen Zauber; ich bedurfte einiger Minuten, um mich wieder zur klaren Besonnenheit zu sammeln. „Sie ist," fing ich endlich tiefathmend an, „Ihre Landsmännin, eine Deutsche wie Sie, liebe Dorothea, was mich innig freut, und ihr gefeierter Name Ihnen vielleicht nicht unbekannt, Sidonie S.,"

„Sidonie S.!" rief Dorothea mit einem Erstaunen aus, das mich überraschte; ein glühendes Erröthen färbte ihre Wangen; sie sah mich lange und forschend an — „Sidonie S.," wiederholte sie langsamer wie vor sich hin, „die Dichterin, die Verfasserin von Olga, unmöglich, unmöglich!"

„Dieselbe," antwortete ich; „kennen Sie sie; haben Sie sie vielleicht in Deutschland gesehen?"

„Ich habe viel von ihr reden hören, aber so viel ich weiß, waren Sie nie in der Gegend Deutschlands, wo sie lebt.“

„Auch habe ich sie nie gesehen.“

„O Don Quixote, Don Quixote der Zweite,“ rief sie hier lächelnd aus; „welch einem Wolkenbilde haben Sie sich da ergeben! Sollte man einen so vernünftigen Mann, wie Sie, einer solchen Thorheit fähig glauben! — Aber,“ fuhr sie muthwillig und doch herzgewinnend traulich fort, „machen Sie mich nun vollends zur Vertrauten; erzählen Sie mir den Roman Ihres Herzens, und wer weiß, ob ich Ihnen zur Vergeltung nicht noch manchen neuen Zug zum Bilde Ihrer Dulcinea liefern kann.“

Ihr Scherz hätte mich geärgert, wenn sie nicht so gerührt, so wunderlieblich lächelnd und erröthend dazu ausgesehen hätte; auch that es mir so wohl, mit ihr zu reden; ich fühlte, daß sie mich verstand, daß ich ihr klar war, daß sie mich achtete in der Sehnsucht meines Herzens; und daß sie diese Heiligkeit der Liebe zu begreifen und zu ehren vermochte, bewies mir auf's Neue den angebornen Adel dieses wundersamen Wesens. Ich erzählte ihr, wie ich zum Besitz von Sidoniens Schriften gekommen war,

wie ich aus ihnen den Geist, das Herz, die Welt- und Lebensansichten der Verfasserin kennen lernte und mir nun aus diesen Sidoniens eignes Bild in allem Zauber meiner Jugendideale aufstieg und ich es erkannte, wie ich sie und nur sie im Leben gesucht und geliebt habe, seit dem Augenblicke, wo ich mir zuerst meines Herzens bewußt geworden sei. Dorothea hörte mir mit stillsinnender Theilnahme zu. — „Und Sidonie," fragte sie endlich, „haben Sie ihr geschrieben? Haben Sie Hoffnung, von ihr geliebt zu werden, wie Sie lieben?"

„Sobald meine Geschäfte hier beendigt sind, eile ich zu ihr. Ist ihr Herz noch frei, und eine innere Stimme verkündet mir, daß ich dies hoffen darf, so werbe ich um sie, ermuthigt durch das Bewußtsein, ihr ein reines Herz und die Treue unvergänglicher Liebe bieten zu können. Wer ein anderes Wesen so in seiner tiefsten Eigenthümlichkeit zu erkennen, so in seinen Empfindungen zu errathen, so in seiner Liebe, seinem Glauben und seinem Schmerz zu verstehen vermag, wie ich Sidonien, der hat ein heiliges, unveräußerliches Recht auf die Geliebte."

„Mein lieber, edler Freund," sagte hier Doro-

thea bewegt, „schelten Sie mich nicht kalt, halten Sie es für keinen Mangel an Seele bei mir, wenn ich Ihre Liebe zu Sidonien für nichts mehr und nichts minder, als für eine Selbsttäuschung halte. Sie lieben und suchen die Liebe selbst; das Leben führte Ihnen keine Erscheinung vor, in der sich diese Ihnen zu offenbaren vermochte, und so bildeten Sie sich ein Ideal und glauben dieses nun in Sidonien gefunden zu haben. Wie sehr wahrscheinlich ist es aber, daß, wenn Sie persönlich sie kennen lernen, Sie dem Gebilde Ihrer Phantasie sie sehr unähnlich finden werden! Im Zauberglanze von Olga's Schönheit steht sie vor Ihnen, allein die Natur versagte ihr diese: sie ist, wie man sagt, nicht häßlich, aber nicht einmal hübsch zu nennen — und dann, gewohnt, sich bewundert zu sehen, gewohnt, in der Welt zu leben, gewohnt, ihre Gefühle in Dichtungen niederzulegen und auszusprechen, und sie so, jenseits der Grenze der Wahrheit, mit dem Glanze der Poesie zu schmücken — Julius, dürfen Sie da hoffen, daß Sie die Kraft des Herzens bewahrt hat, die dazu gehört, zu lieben, wie Sie geliebt sein wollen? — Der Dichter gehört keinem einzelnen, sterblichen Weibe an, und wenn man in das Innere

seiner Verhältnisse zu Frauen blickt, so wird man immer finden, daß auch die geliebteste für ihn nur eine vorübergehende Erscheinung seines Urbildes war — sollte es nun bei den Dichterinnen anders sein? — Der Glanz des Künstlerlebens ist mit einem rein weiblichen Dasein unvereinbar; nicht die Poesie, deren sanfter, milder Blüthenstaub unser ganzes Sein und Leben durchhauchen muß, wohl aber alles selbstschöpferische Bilden, weil uns dieses dem Wirkungskreis entfremdet, den die Natur uns zur sichernden Lebensschranke angewiesen hat. Liebten Sie Sidonie nur um der Erkenntniß ihres Charakters willen, die Sie aus ihren Schriften gezogen haben, so würde ich weniger für Sie fürchten, allein so haben Sie sich durch den Putz blenden lassen, den ihre Berühmtheit ihr anlegt, und das kann Sie und Sidonien nie zum Glücke führen."

„Und wo, Dorothea," fragte ich erstaunt, „haben Sie Ihr Geschlecht und die Verhältnisse geselligen Lebens so klar beurtheilen lernen? wo fanden Sie die Veranlassung, sie aus diesem Gesichtspunkte in's Auge zu fassen und darüber nachzudenken?"

„In einem Leben der Liebe und des häuslichen Glückes," antwortete sie, „wie die Vorsehung es mir

als Tochter, Freundin und Schwester schenkte, wird mit dem Herzen auch der Geist gebildet, und wir Mädchen leben oft im Kreise der allereinfachsten Häuslichkeit ein für Sinn und Gemüth sehr reiches, dichterisches Leben. Indessen," fuhr sie ernst werdend fort, „weiß ich auch, wie mannigfach sich das gestaltet, was der Mensch sein Glück nennt; man kann auch in der großen Welt glücklich sein, glücklich in der Verbindung mit einer glänzenden Frau, die außer ihrem Manne und ihren Kindern auch noch viel und mancherlei von draußen zu ihrem Glücke bedarf — die einzige wesentliche, ganz unumgängliche Bedingung zum Glück ist und bleibt für uns Menschen: Einheit des innern und des äußern Lebens. Sie stehen jetzt an einem Scheidewege, und daher wünsche ich, daß Sie sich ernst befragen und ernst prüfen, ehe Sie einen für das Glück Ihres Lebens entscheidenden Schritt thun. Meine Begriffe von Glück und Tugend sind einfach, wie ich selbst es bin; es wäre thöricht, sie Ihnen als Maßstab aufdringen zu wollen; allein, so wie ich Sie kenne, fürchte ich, Julius, daß Sie Ihr Glück nicht auf dem Wege finden werden, wo Sie es zu suchen geneigt sind."

Dorotheens Worte bewegten mich wunderbar;

wie reich und schön entfaltete sich in diesem Gespräche ihr einfach milder und doch so klarer Geist, der mit ihrem Herzen voll Kinderunschuld und Demuth in so ungestörter Liebe lebt, daß man nie zu sondern vermag, was bei ihr Gedanke, was Empfindung ist. Und doch hat diese milde Klarheit alle Bilder meiner Phantasie, alle meine bisherigen Wünsche und Hoffnungen getrübt. Sidoniens Nebelgestalt schwimmt nur noch in farblosem Duft vor mir, und will ich sie fester fassen, so blickt sie mich mit Dorotheens Auge an, und nach und nach tritt aus dem Nebel auch Dorotheens Gestalt hervor, und ich vermag keine von beiden mehr gesondert von der andern zu denken.

Fünfter Brief.

Ich bin noch hier, obgleich meine Geschäfte schon seit Wochen beendigt sind, aber es ist, als ob mich ein Zauber an diese lieben, freundlichen Menschen gefesselt hält, die man lieben muß, um sie in ihrer ganzen Trefflichkeit zu erkennen. Wie unverständig bin ich in meinem früheren Urtheil über sie und ihre Verhältnisse zu einander gewesen! Hier, hier wohnt das Glück, das ersehnte, das aufzusuchen

ich ausziehen wollte! O könnte ich Dir diese Dorothea schildern in all ihrer Anmuth, in all der Tiefe ihres Wesens, wie sie, zu weiblich, um auf sich selbst ruhen zu können, doch so erhaben ist über alle Bedürftigkeit der Schwäche! — so zart und doch so mächtig in ihrer Liebe, so muthig und doch so sanft, und ihre Milde, ihre Weiblichkeit so durchleuchtet von einer Geisteshelle, die die erhabene Kraft und die hohe Zuversicht einer reinen, festen, frommen Seele ahnen läßt! Wie oft erschließt sich mir vor ihrem Blicke eine Welt neuer Gefühle! Wie lebe ich mich an ihrer Seite mit hinein in das Leben einfacher, durch Liebe veredelter Häuslichkeit! Wie lerne ich das begreifen, daß der Mensch der Natur die Kraft wieder abzugewinnen vermag, die die Welt ihm entzogen hat! Ja, es ist wahr, was ich früher nie erkannt habe, das gesellige Leben unserer großen Städte verwässert langsam, aber unausbleiblich unsere Empfindung und an die Stelle der einfachen Stärke und Wahrheit unserer Naturgefühle tritt eine Sentimentalität und Leidenschaftlichkeit, die aus Irdischem geboren, auch irdisch sich verzehren muß. Die wahre Liebe ist Einklang aller schönen und hohen Kräfte des Gemüths, und gibt uns den Muth, die Mühen und Sorgen des Lebens zu überwinden,

statt daß wir in jenem erkünstelt exaltirten Zustande des Gemüths ihren Druck doppelt hart empfinden. Ich wünsche mir keine Abgeschiedenheit von der Welt, kein Einsiedlerleben; ich will wirken und handeln, will mit Freunden fröhlich leben und mich in Kunst und Wissenschaft alles Schönen meiner Zeit, und vorzüglich meines Volkes erfreuen; aber vor allen Dingen will ich Gatte, Vater, Hausherr sein und werden, und in der großen Welt nur für die kleine Welt meines Herzens und seines Glückes leben. O Ferdinand, wenn Dorothea mich liebte, wie unaussprechlich glücklich würde es mich machen, sie als Tochter in das Haus meines ehrwürdigen Vaters einzuführen! Wie reich ist sie an allen Tugenden, durch die das Weib dauernd beglücken kann! Ich vergöttere sie nicht mit blinder Leidenschaft, kein Sturm erschüttert meine Seele, keine verzehrende Gluth lodert in meinem Herzen, aber wie ein stiller Friedensengel beseligt mich ihre Nähe, ihr Blick, ich möchte immer um sie sein, sie sehen, sie hören, an ihrer still waltenden Liebe, mit der sie für Alles sorgt, was sie umgibt, an ihrer heitern Geschäftigkeit, ihrem Ernst, ihrem Scherz mich erfreuen, ihr meine ganze Seele aufschließen, ihr jeden Gedanken meines Her=

zens vertrauen und ewig bei ihr allein Trost für jeden Kummer suchen. Ich würde, wenn ich mich von ihr trennen müßte, das Leben in seinen edelsten Hoffnungen nicht aufgeben, aber mit unvergänglicher, wehmuthsvoller Sehnsucht würde ich ihrer ewig, ewig als des besten und theuersten Wesens gedenken, was ich je gekannt habe, und Alles, was das Glück mir dann noch geben könnte, wäre genußlose Ruhe. Oft beseligen wonnevolle Ahnungen mein Herz, eine eigene Rührung und Innigkeit schimmert zuweilen durch ihre friedliche Ruhe, und einzelne ihrer Worte, einzelne ihrer Blicke sind voll unendlichen Zaubers süßer, tiefer Empfindung, aber dann ist sie auch wieder ganz Heiterkeit, ganz Muthwille. Sie muß es fühlen, daß ihr lebensreiches, warmes Bild längst in meinem Herzen die Truggestalt verlöscht hat, die ich zu lieben wähnte; doch sie macht sich ein Vergnügen daraus, mich mit der Erinnerung an Sidonie zu plagen, und je mehr ihr Bild in meiner Phantasie verbleicht, in desto glühendern Farben sucht sie es wieder aufzufrischen. Wie dem aber auch sei, mein Schicksal muß sich bald entscheiden; ich darf meine Abreise nicht lange mehr verzögern, und kann Norwegen nicht verlassen, ohne Dorotheens Herz über den Gehalt meiner Zukunft befragt zu

haben. Gott schenke mir die Erfüllung meiner Wünsche. Ach, Bruder, wie unaussprechlich glücklich würde ich sein, dürfte ich das herrliche Mädchen mein nennen!

Sechster Brief.

Wie wirst Du, ist mein letzter Brief in Deine Hände gekommen, erstaunen, wenn Du erfährst, daß ich seit vorgestern mit Sidonien, diesem Ideale meiner Jugendträume, verlobt und unendlich glücklich bin. Sie war ja doch meine erste Liebe, und da man in der zweiten Geliebten eigentlich immer nur die erste fortliebt, so wirst Du diesen Dir gewiß unerwarteten Wandel meines Herzens in seiner Wahl Dir als Menschenkenner leicht erklären können. Wer hätte sich auch träumen lassen, daß der Himmel mir in diesen Felsenthälern die Hochgefeierte, die Dichterfürstin unserer Zeit, entgegenführen werde! Wenn ich das nicht als einen Wink des Schicksals, ihr Herz und Leben zu weihen, zu ehren verstanden hätte, so wäre ich gewiß nicht werth, daß mich das Schicksal eines solchen Winkes gewürdigt hätte.

Doch Du wirst wissen wollen, wie sich das Alles begeben hat, und so erfahre denn die wundersame Geschichte Deines glücklichen Freundes.

Wir waren von einem tief im Gebirge wohnenden Freunde Paulmann's zu einem Besuch auf sein Landgut eingeladen, dessen schöne, romantische Lage mir Dorothea oft mit Begeisterung gerühmt hatte. Die kleinen zweiräderigen Fuhrwerke, deren man sich hier allgemein bedient, sind ohne Rücksitz, und so fuhr Paulmann mit seiner Frau, ich mit Dorothea. Nur eine kurze Strecke waren wir gefahren, als die Gegend allmählig wilder und wilder wurde. Die äußern Felsenmassen begannen gen Himmel aufzustarren, wie das Gerippe einer Welt, das erst des Augenblickes harrte, der es mit Leben und Schönheit bekleiden solle; allein diese Wildheit hatte eine Größe der Erhabenheit, von der die Seele mächtig ergriffen wurde. Hier sang kein Vogel, hier blühte keine Blume, der Adler umkreisete diese düstere, furchtbare Einöde. Unser Gespräch stockte, ich drückte schweigend Dorotheens Hand an mein Herz. Plötzlich spaltete sich die Felsenwand vor uns, Fichten und Tannen dunkelten jenseits auf aus den Spalten und Klüften bis hinauf zum Gipfel der Felsen, und erhoben das frische, unbeschreiblich glänzende Grün der dazwischen liegenden Thäler und Wiesen, deren klare Seen die Schönheit dieses Anblicks erhöheten. Wir waren erst gegen Abend aus-

gefahren, um die Schönheit der Nacht zu genießen. Die Sonne sank jetzt und die Felsen, hinter denen sie verschwand, erglühten purpurfarbig, während der Mond sein goldenes, taghelles Licht auf die Gegend goß. Unvergleichlich schön, ein himmlisch leichtes Aethermeer ist dieser blaue Nachthimmel des Nordlands, und die Silberstrahlen seiner Sterne wiegen uns in jene sanfte Melancholie ein, die die Phantasie beflügelt und die Seele erhebt. Eine solche, Frieden und Liebe athmende, alle Sinne bezaubernde Nacht hatte ich noch nie erlebt, und wie nun als Sonnenbote der erste, frische Morgenhauch durch sie hin säuselte, die höchsten Gipfel der Fichten sich leise wie erwachend regten, und die Vögel, die in ihnen schlummerten, zu wecken schienen, da hob sich mein überseliges Herz empor zu dem großen Urheber der Natur, der uns für dies flüchtige Leben den vergänglichen Schmerz und die ewige Liebe gegeben hat. — Leichte silberne Duftwölkchen schwammen vor dem Purpur des glühenden Morgenrothes her; ich lauschte der kommenden Sonne mit jedem Seelensinn entgegen und wagte, Dorotheens Hand drückend, kaum zu athmen; sie kam endlich, und die schönste Feier ihres Erscheinens war die Thräne andachtsvoller Wonne in Dorotheens Auge, und wie ich sie

nun an mein Herz zog und diese Thräne ihrem Auge entküssend, sie vor der Sonne, dem Auge des allsehenden Gottes, fragte, ob sie mein sein wolle für Zeit und Ewigkeit, und wie sie nun, das Haupt an mein Herz legend, in Thränen ausbrach, so schön, daß Engel sie weinen könnten, und die Hand gen Himmel emporhebend, flisterte: „hier und dort!“ — o Ferdinand, da verstummte Dein Freund vor Seligkeit und nur seine Thräne war sein Gelübde und sein Gebet.

Frage mich nicht, wie vieler Zeit ich bedurfte, ehe ich zum klaren Bewußtsein der Sicherheit meines Glückes kam; Dorothea an meinem Herzen und in meinen Armen, gab es für mich kein irdisches Zeitmaß mehr. Sie aber richtete sich aus dieser Umarmung auf, und mich süßlächelnd und erröthend anblickend, nannte sie mir fragend und zweifelnd Sidoniens Namen. Ich sagte ihr nun, wie ich mir der Liebe zu dieser schon lange als eines täuschenden Jugendtraumes bewußt geworden sei, und wie ich in ihr nun in vollster Wahrheit der Empfindung all das Herrliche und Beseligende liebe, was mein Herz in seinen Liebesahnungen und in seiner Sehnsucht früher in Sidonie zu finden gehofft habe; wie mir in ihr ein viel reineres Bild von Frauenhuld und Frauen-

werth sichtbar geworden sei, und wie nur sie, sie, meine geliebte, meine angebetete Dorothea auf dem ganzen Erdenrunde die Einzige sei, von der mir wahres, tiefempfundenes Erdenglück kommen könne. Dorotheens Augen füllten sich mit Thränen; „so ist denn," sagte sie, „der erste und theuerste Wunsch meines Herzens erfüllt, es ist mir gelungen, den Mann meiner Seele mir selbst untreu zu machen, und ich verdanke den Besitz seines Herzens keiner äußern Zufälligkeit, keinem Irrglanze der Berühmtheit und des Geistes, sondern nur dem, was ich in unverfälschter Wahrheit meines eigensten und innersten Seins bin und ihm ewig zu bleiben hoffen darf. Ich selbst bin es, Julius, die unter dem als Schriftstellerin angenommenen Namen Sidonie einen Eindruck auf Deine Phantasie machte, der wahrscheinlich dem Glück unserer Herzen seine Wahrheit und Reinheit getrübt haben würde, wenn Du mich als Sidonie aufgesucht, als Schriftstellerin kennen gelernt und um mich geworben hättest."

Ueberraschter, als ich es Dir zu schildern vermag, staunte ich sie an. „Um Dir das Räthsel zu lösen," fuhr sie fort, „wie Du mich, die Du in Deutschland glaubtest, hier in den Felsenthälern Norwegens findest, muß ich Dir einen flüchtigen Abriß

meines Lebens entwerfen. Ich bin nicht Mariens Schwester, aber unsere Väter waren Brüder, unsere Mütter Schwestern und wir Beide sind an einem Tage geboren. Inniger kann keine Familie vereint sein, als die unsrige es war, und da wir in einer kleinen Stadt in Hinsicht des Umgangs fast ganz auf uns beschränkt waren, so befestigte die Gewohnheit des ungestörten Zusammenlebens das Band unserer Herzen von Jahr zu Jahr inniger. Von Jugend auf zeigte ich Talent zur Dichtkunst; meine Lieben erfreuten sich daran, ohne es aufzumuntern, und meine Mutter bemühete sich, mir Grundsätze einzuflößen und Gewohnheiten anzubilden, die mich auch in reiferen Jahren davor schützen konnten, auf mein Talent eitel zu werden. Kaum funfzehn Jahr alt verlor ich meine Eltern; sie hinterließen mir kein Vermögen, aber von Mariens Eltern aufgenommen, war mir das Glück treuer Elternliebe noch nicht verloren. Marie und ich hatten gemeinschaftlich eine schöne Kindheit verlebt; auch unsere ersten Jugendjahre waren schön; die Trauer um den Verlust meiner Eltern veredelte uns und lehrte uns tiefer empfinden und das Leben ernster würdigen. Einsam von außen entfaltete sich unser inneres Leben im Umgange mit Gott, mit der Natur, in der Liebe,

die uns an einander und an unsere Eltern band. Im neunzehnten Jahre wurden wir Waisen. Eine Tante von uns, die in Königsberg lebte, erbot sich, eine von uns an Kindes Statt anzunehmen, da ihre Lage es ihr nicht verstattete, bei uns Beiden Mutterstelle vertreten zu können, und das Schicksal selbst entschied, daß Marie zu der Tante gehen solle, indem es mir eine andere Versorgung anwies. Ich hatte mich in den beiden letzten Jahren an eine größere Dichtung gewagt und Olga vollendet; der Prediger unsers Wohnortes hatte sie ohne mein Wissen drucken lassen, und mir dadurch die Gunst der Herzogin von K. erworben. Diese vortreffliche Frau erkundigte sich bei dem Verleger nach der Verfasserin; dieser, der meinen wahren Namen nicht wußte, wandte sich an den Prediger, von dem er das Manuscript erhalten hatte, und durch diesen von meinen Verhältnissen unterrichtet, berief mich die Herzogin als Vorleserin zu sich. Ich sage Dir nichts von dem Schmerz der Trennung, den Marie und ich empfanden; allein so tief er auch war, so blieb doch der Gedanke, daß wir nun die Welt sehen und kennen lernen sollten, nicht ohne Einfluß auf unsern Sinn. Mit großen Erwartungen von ihr kam ich in der Residenz an. Olga hatte mir eine Berühmtheit

erworben, von der ich in meiner bisherigen einsamen Verborgenheit keine Ahnung gehabt hatte. Die Herzogin nahm mich mit ehrender Güte auf; Alles drängte sich zu mir, in jeder Zeitschrift fand ich mein Lob, jeder Posttag brachte mir von irgend einem Buchhändler eine Aufforderung, ihn zum Verleger zu wählen, oder von irgend einem berühmten Schriftsteller, einer berühmten Frau eine schmeichelhafte Einladung, an diesem oder jenem literarischen Unternehmen Theil zu nehmen. Meine Jugend, meine Anspruchlosigkeit bewahrte mich vor dem Unglücke, beneidet zu werden; edle Menschen traten mir freundlich entgegen, Gebildete suchten mich auf, und in den drei Jahren, die ich am Hofe der Herzogin verlebt habe, hat mich keiner der Dornen verletzt, die so oft auf der schriftstellerischen Laufbahn Eitelkeit und Herz verwunden. Desto nachtheiliger war aber der Einfluß dieser Verhältnisse auf mein inneres Leben. Ich konnte es mir nicht verhehlen, daß diese neue Lebensweise von aller rein weiblichen Bestimmung mich abführte; ich schrieb viel und mit steigendem Beifall; alle Schätze der Literatur standen mir zu Gebote, die in der Residenz aufgehäuften Kunstschätze eröffneten mir eine neue, herrliche Welt, ich lebte geistig ein sehr reiches Leben, allein meine

Freude an häuslicher Thätigkeit, an Fleiß und Handarbeit, an stiller Einsamkeit verlor sich allmählig, und mit ihr die Frische der geistigen und körperlichen Gesundheit. Ein hochgeistiges Leben ist für uns Frauen immer ein kränkelndes, und meine eigene Erfahrung, so wie die Beobachtungen, die ich zu machen Gelegenheit gehabt habe, haben mich überzeugt, daß das Leben einer Schriftstellerin oder Künstlerin fast ohne Ausnahme zu einem unnatürlichen wird. Vor der Göttlichkeit des echten Dichterberufes muß freilich die Anforderung jedes irdischen Verhältnisses verschwinden; allein die Natur macht oft in einem Jahrtausend nur eine Ausnahme im weiblichen Geschlecht, und diese mag dann freilich, wie es z. B. bei der Frau v. Staël der Fall war, als Ausnahme gelten. Der Mann darf die Liebe, er darf Gatten- und Vaterfreude, den Frieden schöner Häuslichkeit der Kunst opfern, und doch wird das Verhältniß, welches ihm diese Opfer als nothwendig abfordert, immer nur ein seltenes und ungewöhnliches sein; allein den Frauen gibt die Natur höchstens leichte Talente, doch nie jene selbstschöpferische Geniuskraft, die diese zur genialischen Einheit verbindet, und damit ist auch dem verkünstelten Künstlerleben, dem jetzt so viele Frauen nachstreben, das Urtheil gespro-

chen. Ein Anderes ist es, wo das Schicksal eine Frau mit allen Ansprüchen ihres Herzens auf Glück zur Resignation bestimmt hat, wo das Grab vielleicht ihre Liebe deckt und die heilige Treue ihres Herzens sie ohne ein äußeres, kirchliches Gelübde zur Nonne weihete, oder wo sie ihres Talentes bedarf, sich selbst und ihrer Familie einen anständigen Lebensunterhalt zu erwerben; da laßt uns schonend urtheilen und theilnehmend wünschen, daß es der Poesie gelingen möge, dem Dornenkranz, den sie trägt, die scharfen Spitzen zu nehmen, und in den Gebilden ihrer Phantasie Trost für die Leiden einer rauhen Wirklichkeit zu finden. — Aber selbst in solcher Lage ist die Kunst nur ein Nothbehelf, und jeder Standpunkt im Leben, der ihr häusliche Thätigkeit, Regsamkeit für Andere, Fleiß, Verborgenheit, Beschränkung auf einen kleinen Kreis sichert, wird dem Frieden ihres Herzens, ihrer Ruhe und ihrem Glück heilsamer sein, als es irgend eine Art von literarischer oder künstlerischer Berühmtheit zu werden vermag. Eine Erfahrung, die ich machte, war mir vorzüglich schmerzlich, in dem, was ich schrieb, spiegelte sich, vielleicht aus Mangel an Talent, das Selbstempfundene, Selbsterlebte treu ab, und diese Wahrheit der Empfindung und der Darstellung

war, wie ich glaube, das einzige Verdienst, auf das ich als Schriftstellerin Anspruch machen konnte; allein es ist unglaublich, wie sich das, was ich so darstellte, gewissermaßen von meinem Leben ablösete und zu Etwas außer mir Existirendem wurde. — Der tiefste Schmerz, den ich empfunden hatte, war der über den Verlust meiner Eltern; ich sprach ihn einst in einer mir heiligen Stunde unter tausend heißen Thränen in einem Gedichte aus, das man für mein gelungenstes hält; aber mir war und ist es noch eine Entweihung; ich habe das Gedicht nie, seitdem es gedruckt ist, wieder lesen können; ich fühlte durch sein Dasein das Heiligthum meines Grams entweiht. — Ausgesprochen, der Menge ausgesprochen hatte ich, was ich nur vor Gott hätte hinweinen sollen. Vielleicht verstehst Du mich nicht in dem unsäglichen Schmerz, mit dem ich das empfand; doch jede Schriftstellerin hat vielleicht ähnliche Erfahrungen gemacht, und sollte diese, als der tiefsten Wahrheit ihres Seins gefährlich, fürchten. — Anders als das meine hatte sich das Leben meiner Marie gestaltet. In stiller Demuth blühte sie im Hause der Tante, in all der Lieblichkeit und Anspruchlosigkeit zarter Jungfräulichkeit fort; Paulmann, den Handlungsgeschäfte nach Königsberg geführt

hatten, lernte sie kennen, liebte sie, und warb um ihre Hand. Er fühlte, welch ein Opfer sie ihm bringe, wenn sie ihr Vaterland verlasse, und überzeugt, daß wir Frauen in den Jugenderinnerungen die zartesten Herzensblüthen bewahren, schlug er ihr vor, eine ihrer Jugendfreundinnen zu bereden, sie nach Norwegen zu begleiten, damit diese durch ihre Nähe jene frischblühend erhalte. Marie liebte nur mich; sie hatte mit Paulmann oft von mir geredet; da sie aber sein bis zur Abneigung gehendes Vorurtheil gegen schriftstellerische Frauen kannte, die er sich ohne Ausnahme als verschroben und überbildet dachte, so hatte sie nie den Muth gehabt, ihm zu sagen, daß ihre Dorothea mit der Schriftstellerin Sidonia Eine und Dieselbe sei. Der Brief, in welchem sie mir ihre Verlobung und Paulmann's Wunsch, daß ich sie begleiten solle, um als ihre Schwester in seinem Hause zu leben, bekannt machte, galt mir für einen Wink des Himmels. Ich erbat von der Herzogin meine Entlassung und eilte zu ihr und dann mit ihr und ihrem Gatten hierher, wo ich Tage des reinsten Herzensfriedens gelebt habe, von denen ich dankbar erkenne, daß ich ihnen eine Kräftigung des innern Lebens verdanke, wie sie mir mein voriges, den eigentlichen Kern im

Menschen angreifendes Leben nicht zu geben vermochte. — Jetzt erschienst Du, und ich kann nicht läugnen, daß ich im Anfange einige Mal die Versuchung empfand, mich vor Dir ein Bißchen mit meinem Geiste aufzuputzen, da es mir nicht entging, daß Du die geistige Bildung der Frauen eben so überschätztest, als Paulmann sie in Deinem Sinne zu tief herabwürdigte. Allein bald führte mich die Unbefangenheit, mit der Du Dich mir nahetest, weil Du in mir nur ein gutes, heiteres, fleißiges Geschöpf sahest, von dieser Versuchung zurück. Diese Art der Annäherung war mir fremd und sie that mir unendlich wohl. In meiner Vaterstadt hatte ich nie Gelegenheit gehabt, mit jungen Männern umzugehen; bei Hofe trat ich schon mit meiner Schriftstellerei geputzt auf; die Auszeichnung, die man mir erwies, galt vorzugsweise immer mehr der Dichterin als dem Mädchen, und meine Eitelkeit empfing viele Huldigungen, während mein Herz unbeachtet und unbefriedigt blieb. Von Dir fühlte ich mich nun zum ersten Mal, entkleidet von allem Geistesschimmer, in der Liebenswürdigkeit meines Mädchenwesens anerkannt, und das machte mich zu glücklich, als daß ich mich noch versucht fühlen konnte, unser Verhältniß durch einen mir werthlosen

Triumph der Eitelkeit anders zu gestalten. Urtheile nun aber über den Eindruck, den das Geständniß Deiner Liebe zu Sidonien auf mich machte. Schon damals, mein Freund, besaß indessen Dorothea und nicht Sidonie Dein Herz, was Dich an diese band, war nur Trug der Phantasie. O wie danke ich der Vorsehung jetzt dafür, daß sie mich Dir als Dorothea entgegen geführt hat! Glaube mir, als Sidonie hättest Du mich nie wahrhaft lieb gewonnen, Du hättest in ihr vorzugsweise die Dichterin aufgesucht, und das ist eben das Unglück, den Schriftstellerinnen und Künstlerinnen in ihrem Verhältnisse zur Außenwelt selten zu entgehen vermögen, daß man im Umgange mit ihnen vorzugsweise ihren Geist in Anspruch nimmt, und daß die Bande, die geistiges Wohlgefallen und der Zauber der Phantasie knüpfen, das Herz nicht daurend beglücken können, ja, daß dieses oft kalt bleibt, wo die Phantasie glüht. Ich glaubte nur der Stimme der Pflicht zu folgen, als ich nach Norwegen ging, um für Glanz und Berühmtheit den stillen Frieden frommen Fleißes und treuer Freundschaft einzutauschen, und sieh, es war der Pfad, auf dem die Vorsehung mich meinem Glücke entgegen leitete." —

Hier sank Dorothea an meine Brust, und welches Zusatzes bedürfte es noch, Dir zu schildern, wie glücklich ich bin?

Druckfehler im Subscribenten-Verzeichniß.

Ihro Königliche Hoheit Prinzessin Carl von Preußen, geborne Herzogin von Weimar, statt geb. Prinzessin von Hessen-Homburg.

Berlin.

Gräfin Reden statt Rende.
Frau von Roeder, geb. Gräfin Chazot statt Frau von Ronder.
Geheimeräthin Endell statt Endall.

Dresden.

Frau Henriette von Bardeleben statt Bordeleben, wohnt jetzt in Berlin.
Frau von Loqueyssie statt Poqueyssie.

Elberfeld.

Frau Pastorin Harriot Grosse statt Narriat.

Ludwigslust.

Kammerjunker, Baron Stenglin statt Stenzlin.

Lüneburg.

W. Jochmus statt Gräfin Jochmus.

Parchim.

Präsidentin v. O., geb. Gräfin Moltke statt Noltka.
Oberappellationsrath Rönnberg statt Ronnberg.

Rostock.

Senatorin Haevernick statt Hanvernick.

Wismar.

Carl von Both auf Rohlstorff statt Pohlstorff.

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Tarnow, Fanny,

Auswahl aus Fanny Tarnow's Schriften

Bd.: 12

Leipzig 1830

P.o.germ. 1441 l-11/12
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10312359-3